



# DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT  
FÜR  
PSYCHOANALYSE

NR. 7

# DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT  
FÜR  
PSYCHOANALYSE

**NR. 7**

JULI 1981

Juan David Nasio	3	Das Vampirkind
	11	Mitteilungen
Norbert Haas	12	Lessings Emilia
Hans-Joachim Metzger	29	Kraft durch Freud?
	46	Drucksachen

**ABBILDUNGSNACHWEIS:** Die vordere Umschlagseite zeigt einen Farbholzschnitt von Kikugawa Eizan (1787–1867) aus der Folge „Furyo ko takara uta awase“ (Auswahl schöner Kinderlieder). 23,3 × 17,6 cm. Bez. Eizan hitzu. Verlag Sanoki. Zensur Kiwarne. Die Vignetten zeigen einen Kupferstich „Cimon und Pero“ von Sebald Beham (um 1500 Nürnberg – 1550 Frankfurt). 7,1 × 4,8 cm. Ich leb von der Brust meiner Tochter, 1544; und einen zweiten des gleichen Stechers „Der kleine Narr“, 4,5 × 8 cm, 1542. Für die beiden Clichés von Beham danken wir der Galerie Gerda Basenge, Berlin.

Herausgegeben von: Norbert Haas, Vreni Haas, Lutz Mai, Christiane Schrüblers  
Redaktion dieses Heftes: Hans-Joachim Metzger

Graphische Gestaltung: Lucienne Demoisy  
Satz: Hoffmann, Darmstadt  
Druck: Rohr-Druck Hildebrand GmbH, Kaiserslautern  
Farblitho: Haußmann KG, Darmstadt

Printed in Germany  
ISSN 0344-8274  
© 1981 Verlag Der Wunderblock  
Konstanzer Straße 11, D 1000 Berlin 31  
Alle Rechte vorbehalten  
Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Ich fahre fort mit dem Begriff Objekt des Triebes. Warum nähere ich mich wieder an ein Konzept, nehme es wieder auf, das man heutzutage, selbst wenn man seinen Sinn nicht genau kennt, für abgenützt hält und dessen man sich bedient, ohne sich über seine Tragweite im klaren zu sein? Nun, jeder ist ein bißchen wie Don Quixote mit seinem Flitterkram; bei mir liegt es heute abend, zu sagen, daß bestimmte Worte ihren Sinn verloren haben und uns nichts mehr sagen; es liegt an uns, sie zum Sprechen zu bringen. Genau das hatte ich mir schon mit den Begriffen des Subjektes und des Wissens vorgenommen und das werde ich nun mit dem des Objektes versuchen.

Was ist das, das Objekt des Triebes? Wenn das Subjekt nicht das Individuum ist, sondern das, was aus der Erfahrung resultiert, der wir, die sprechenden Wesen, unterliegen, wenn wir nicht wissen, was wir sagen, so ist das Objekt das, was aus der Wirkung der Wörter auf unseren geschlechtlichen Körper folgt. Der erste Effekt dieses Eindringens der Wörter, die uns kreuzen, ist der Verlust – so weit und da wir Geschlechtswesen aus der Gattung der Säugetiere sind. Seit der Geburt sind wir mit dem Verlust konfrontiert. Das Kind ist mit dem Blut, dem Urin, selbst den Exkrementen dieses Milieus aus allen möglichen Rückständen, in dem es geboren wird, vermengt; angefangen mit der Plazenta, dem ersten Verlust und Ursprung der ersten Narbe.<sup>2</sup>

Jedesmal, wenn ich es mit dem Objekt des Triebes in psychoanalytischen Texten zu tun hatte, stolperte ich über folgende Schwierigkeiten: Manchmal erscheint mir das Objekt imaginär, manchmal real. In bestimmten Augenblicken sehen wir ihm die Funktion eines Stöpsels zugeschrieben; in anderen reißt es, im Gegenteil, ein Loch. Nun ist es richtig, die Unterscheidung zwischen dem realen und phantasmatischen – und nicht imaginären – Status des Objektes zu wahren. Ich will

versuchen, diese beiden Status einzurichten: den des Lochs, soweit er das Reale, und den der Stütze, soweit er das phantasmatische Objekt betrifft.

Um jetzt kurz das Objekt als Stütze des Phantasmas zu markieren, sollten wir es als eine Lösung betrachten. Das phantasmatische Objekt ist eine Zuflucht vor der Gefahr, die das Rätsel des Begehrens des Anderen aufgibt. Sehen Sie, wenn ein Analysant um eine Analyse bittet, wenn er sich entschließt, zum Telefonhörer zu greifen und ein erstes Treffen auszumachen, beunruhigt er sich – aber vor was? Vor dem Rätsel dieser Stimme am Ende der Leitung, vor dem, was diese Analyse sein wird, was sie ändern oder nicht ändern wird. Sicher, man ist krank, aber bekanntermaßen findet man auch sein bequemes Auskommen in dem, was sich Symptom nennt. Das erste Gespräch, das ist der Zweifel: kann man nicht, alles in allem, mit dem Symptom zusammenleben? Warum es aufs Spiel setzen? Spielen – da ist das Wort. Das Objekt ist die Lösung des Subjektes vor der Unsicherheit des Spieles, der Wette, der Erwartung. Es wirft seine Karte ab und es weiß nicht. Es hängt sich genau dort an das Objekt, seine letzte Reserve, wo es, konfrontiert mit dem geheimen Begehren des Anderen, nicht weiß. Das heißt, an das, was es in der Reichweite seiner Hand hat: seinen Körper. Es opfert sich, einen Teil von sich, es zahlt mit seiner Person, es handelt. Gegenüber dem Rätsel macht es, es macht sich. Es denkt nicht mehr nach, überlegt und fragt nicht mehr; es taucht ein, überstürzt sich, gibt sich hin. Der phantasmatische Charakter des Objektes besteht aus dieser Verbindung zwischen dem Subjekt und irgendeiner verlorenen Geschichte seines Körpers. Das Objekt hat aufgehört, real zu sein, es ist jetzt ein Tampon in dem Loch.

Wenden wir uns jetzt dem schwierigsten Aspekt zu. Das Objekt als reales Loch – das nächste Mal werde ich auf das Problem des Phantasmas zurückkommen. Das Objekt als reales, was ist das? Es ist das Loch des Triebes. Ich erinnere Sie daran, daß der Trieb ein aus vier heterogenen Elementen zusammengesetzter Mythos ist: der Drang, das Ziel, die Quelle und das Objekt. Ich erinnere nicht an die Freud'schen Texte; ich will nur bei dem aktiven Charakter des Triebes bleiben. Man hat den Mythos des Triebes wie einen Mythos einer Aktivität, Aktion, Bewegung des Gehens und Wiederkommens zu nehmen. Es ist in der Tat eine Übung, eine signifikante Praxis des Ausschneidens, der Produktion eines Objektes im Negativ. Um diese Arbeit zu begreifen, bedient sich die Lacansche Theorie der Allegorie der unendlich platten Wesen von Henri Poincaré, dieser kleinen Monster die in einem zweidimensionalen Raum wohnen und stellt sich die Libido als eine Lamelle vor, eine Art lebendige und monströse Verlängerung

des Körpers, die an das Feld des Anderen heranreicht und es annagt. Der Trieb ist eine Aktivität des Herausreißens, des Verschlingens, eine Aktivität, beim Anderen ein Stück des Körpers zu beschlagnahmen.

Wie kann man diese unerklärliche Libido anders begreifen, als mit Hilfe dieses intuitiven Halts, der Lamelle genannt wird? Diese Geschichte, die es einem Maler erlaubt, dem Betrachter vermittels seines Bildes die Augen herauszureißen? Diese unerklärliche Geschichte, daß jemand, der irgendjemand anderen liebt, ihm wie von ferne, ohne einen Finger krumm zu machen, etwas von seinem Körper entreißt. Das nennt sich Trieb.

Hier stellt sich die Frage nach der Beziehung zur Liebe. Denn wann ist der Andere, der Geliebte, triebhaft, wenn er von Ihnen abhängig ist – da Sie ihn lieben? Es ist das klassische Freud'sche Problem der Unterscheidung zwischen dem Narzißmus und dem Trieb, das Freud in mehrfachen Versuchen angegangen ist. Es ist wahr, in der Liebe sucht man beim Anderen auch Objekte, in der Hoffnung, dort die Ergänzung dessen zu finden, was uns fehlt. Nun entreißt beim Trieb das Subjekt dem Anderen das, was sein eigener Verlust sein wird. Unerklärlich ist, daß, wenn Sie zwei Wesen in einer anscheinend großen Distanz zueinander sehen, ihre Körper in Verbindung bleiben, selbst wenn diese Verbindung ein Loch ist. Die Allegorie der Lamelle, diese bizarre Art Hand, die sich zum Anderen wendet, ihn mit Beschlag belegt und sich ein lebendiges Stück herauszieht, demonstriert, daß der Trieb eine Bahn des Hin und zu sich selbst Zurück beschreibt. Das Kind, das saugt, tut nichts anderes als genau dies: es höhlt aus, es bohrt beim Anderen, seiner Mutter, die Brust an. Man kann gut sehen, daß diese Brust, die das Kind verschlingt, etwas anderes als eine Milchquelle, als ein Komplement seiner Bedürfnisse ist, etwas anderes als diese sinnliche und zarte Geschichte. Solche Brust würde vielleicht ein hungriges, aber niemals ein begehrendes Kind glücklich machen. Jedesmal wenn es saugt, stellt es den Verlust fest. Trotz der wahrscheinlichen Befriedigung seines Durstes (wie kann man zu diesem Zeitpunkt den Hunger vom Durst unterscheiden?) bleibt sein Begehren ohne Antwort.

Jedesmal, wenn ein Kind saugt, macht es die Erfahrung einer teilweisen Entwöhnung. Die Entwöhnung ist nicht der Moment, an dem die Mutter dem Kind die Brust entzieht; sie ist stückchenweise und fortschreitend; eine Art wachsender, zunehmender Verlust, so als wäre es das Kind selbst, das sich jedesmal entwöhnt, bis zum Verlust dieser Brust und zum Verlust seiner selbst. Und alles das trotz der Halluzination und anderen Ersetzungen. Hier finden wir Freuds eigene

Definition vom Objekt des Triebes als einer durchlöcherten Stelle, ewig verfehrend trotz der verschiedenen Objekte, die sie einnehmen können.

Sie sehen, zu welchem Schluß wir kommen: Zu einer Antinomie. Die der Mutter entrissene Brust, abgetrennt und wie an sie angeklatscht, ist auch das Objekt, welches das Kind verliert. Wir haben es hier mit einem Objekt zu tun, das weder dem Subjekt, noch dem Anderen, auch nicht dem Kind und nicht der Mutter gehört. Kurz, das Objekt des Triebes, abgetrennt vom Feld des Anderen, vom Subjekt verloren, ist alles in allem ein Loch, ein leerer Ort. Auf diese Weise ist das Objekt des oralen Triebes die Brust, sicher. Aber dann ist die Brust – also das, was wir gewöhnlicherweise die Brust nennen – nicht mehr da. Die Exkremente werden zum Objekt des analen Triebes, wenn sie effektiv verloren, verworfen sind. Der Blick wird Objekt des Schautriebes, wenn genau am blinden Fleck – das Subjekt nicht mehr sieht. Und schließlich wird die Stimme zum Objekt des Triebes, wenn sie von einer dröhnenden zu einer leisen wird und wie zu einem Murmeln, das seine Sätze nicht beendet.

Ich möchte diese dem oralen Objekt eigene Entsagung mit einer sehr alten Legende vom Balkan illustrieren, die von Marguerite Yourcenar neu geschrieben wurde. Sie ist 1938 in ihren „Orientalischen Novellen“ erschienen. Lesen Sie die Geschichte „Die Milch des Todes“; Sie werden eine sehr kenntnisreiche, ergreifende, in schönstem Stil verfaßte Beschreibung des auf einen Trieb reduzierten Todes finden. Die Erzählung ist kurz: Drei Brüder bauen einen Turm, um sich gegen türkische Plünderer zu verteidigen. Der Turm, instabil und schlecht gebaut, stürzt oft zusammen. Nach der Legende wird der Turm unerschütterlich, wenn man das Skelett eines Mannes oder einer Frau in sein Fundament einläßt. Die drei Maurer beschließen natürlich, sich nicht selber zu opfern, sondern eine ihrer Frauen einzumauern; es soll die sein, die ihnen am nächsten Morgen den Frühstückskorb bringt. Der Vorschlag kommt von dem erstgeborenen Bruder, der sich seiner Gefährtin entledigen will, weil er eine andere, schönere und jüngere gefunden hat; als er nach Hause kommt, erinnert er seine Frau daran, daß sie an der Reihe ist, das Frühstück zu bringen. Der zweite Bruder trägt seiner Frau auf, am nächsten Morgen zum See zu gehen und Wäsche zu waschen, obwohl die Brüder sich gegenseitig Stillschweigen geschworen haben. Der dritte kommt nach Hause, umarmt sein Kind in der Wiege und sagt seiner jungen Frau nichts. Aber der Erstgeborene hat im Traum gesprochen; seine Frau ist gewarnt, daß sich irgendetwas Beunruhigendes gegen sie anspinnt, und bittet die Frau des Nächstjüngeren, den Korb zu besorgen. Da die sich weigert, wendet sie sich an

die Jüngste, die es schließlich übernimmt, den schicksalsträchtigen Korb zu überbringen. Als ihr Mann sie kommen sieht, versucht er, sie zu verteidigen, wird aber von seinen Brüdern getötet. Sie wird nun von den Füßen aufwärts Stück für Stück eingemauert. Als die Ziegel auf Brusthöhe sind, bittet sie darum, daß man ihre Brust nicht bedeckt und daß man ihr jeden Tag ihr Kind bringe, damit es sich ernähren kann; als die Mauer ihre Augen erreicht, bittet sie noch einmal darum, daß man auch hier ein Loch lasse, damit sie ihr Kind sehen und beobachten kann, ob die Milch ihm nutzt. Zwei Jahre lang bringt man das Kind seiner Mutter. Und obwohl die Mutter längst zu Staub zerfallen ist, bleibt die Brust voller Leben und Milch und das Kind trinkt weiter. Noch heute wird der Turm von Skutari besucht und die Leute versuchen, Überbleibsel einer weißen Spur zu finden.

Das Pränante an dieser Geschichte ist nicht der Schrecken des Todes, selbst des Todes einer grausam eingemauerten Mutter. Pränant ist, daß die Brüste weiterleben. Ist dies für die Mutter eine Art weiterzuleben? Unermüdlich, über den Tod hinaus die Brust zu geben, ist das nicht das Phantasma einer omnipotenten Mutter? Ist nicht eben gerade eine Konstruktion, künstlich die absolute Lust zu erreichen, ein Phantasma? Dieses Phantasma bedient sich einer einfachen Operation: selbst das Objekt dieser Lust zu werden. In diesem Sinne gibt es für eine Mutter kein anderes Phantasma, als unerschöpfliche Brust zu werden.<sup>8</sup>

In der Tat, die Hauptperson unserer Erzählung, diese gigantische Brust/Mutter, Mutter/Brust, ist eine schlagende Illustration des mütterlichen Phantasmas. Aber dieser Traum, bis in alle Ewigkeit zu stillen, ist ein Traum, der auf der anderen Konstruktion des Triebes, in dem es keine zur Brust gewordene Mutter mehr gibt, aufbaut, sondern eine Brust ohne Mutter. Im mütterlichen Phantasma geht es darum, vermittels der Brust zu leben. Das triebhaft-Reale – das Gegenstück des Phantasmas – bedeutet, daß es diese Inkarnation nicht gibt, daß es nur die Brust als reines, vom Körper gelöstes Objekt gibt, das sich bis zu seiner Aufhebung gegen ihn wendet.

Übrigens, noch schrecklicher als die aufgerichteten, autonomen Brüste voller Leben in einem unbeweglichen Körper ist die vampirhafte Gefräßigkeit des Säuglings. So als ob die Brüste und die unendliche Übersättigung des Kindes die Mutter ausgelaugt und getötet hätten. Genau das ist das Triebhafte: Wie eine Komplizenschaft zwischen einer fast vollständig vom Körper gelösten, ihn verlängernden Brust und einem mit Milch gestilltem Kind, das mit Übersättigung das Objekt seiner Ansprüche verwirft, ohne daß sein Begehren befriedigt wäre.

Aber in unserer albanischen Geschichte gibt es einen zweiten Spalt in der Mauer, den für die Augen. Die Augen der Mutter scheinen das Triebhafte zu regulieren: sie richten auf die ersten Tastversuche jedes Ansaugens, auf das Saugen selbst ein und nehmen das eingeschlafene Gesicht des Kindes zur Kenntnis. Dieses Arbeiten des Triebes, der die Brust beim Anderen herausreißt – damit das Kind sie auch verliert – das macht sich in Anschauung. Und dies doppelt. Als Blick und als Erscheinung, als Trieb und als Liebe. Ich erkläre mich. Die Anschauung bedeutet genau die Arbeit des triebhaften Herauslösens, bis es zur Vermischung mit einem anderen Trieb kommt. So als ob sich die Bahn des Schautriebes mit der des oralen Triebes wieder vereinigen würde<sup>4</sup>, so als ob die Augen der Mutter herabsteigen, zerdrückt würden in dem winzigen Zwischenraum zwischen Brust und dem Kopf des Säuglings.

Aber die Anschauung hat an dem Zusammentreffen zweier Triebbahnen nicht nur Anteil, sie konstituiert den für den Trieb notwendigen Rahmen vermittels Stützung narzißtischer Identifikationen. Ohne diese menschlichen Bilder vom Körper, von Teilen des Körpers, ohne die Täuschungen oder Illusionen des Bildes und ohne das Gepränge, das man sexuell nennt, würde der Trieb unerträglich oder endgültig unmöglich. Es ist vielleicht etwas stark, aber ich will hervorheben, daß Liebe oder Haß da sind, wenn es einen Trieb gibt. Das kann sich übersetzen durch die Formel – die wir das nächste Mal wieder aufnehmen werden – daß das narzißtisch besetzte partielle Bild des Körpers das Loch des Triebes wieder bekleidet.

In dieser Geschichte gäbe es noch tausend Fäden zu verfolgen, zum Beispiel den Umstand am Schluß, der sicher aus der Feder von Yourcenar stammt. Der Ingenieur, der unsere Geschichte einem anderen erzählt, sieht plötzlich eine Bettlerin erscheinen, die ein Kind mit verbundenen Augen hält. Er stößt sie kräftig fort; sein Gesprächspartner ist sehr erstaunt, daß er eine Mutter, nachdem er eine derart bewegende Geschichte erzählt hat, so schlecht behandelt. Der Ingenieur erklärt ihm, daß diese Frau für ihr abscheuliches Tun bekannt ist, die Augen ihres Sohnes zu verderben, ihn blind zu machen, um besser Mitleid und Erbarmen heischen zu können. Dies sind die letzten Worte, die uns interessieren. Denn er vergleicht diese Frau mit jener der Geschichte und schließt wie folgt: „Es gibt Mütter und Mütter“. Ein Satz, den wir durch: „Es gibt Andere und Andere“ übersetzen, um deutlich zu machen, daß sich der Typ des jeweils ins Spiel gekommenen Triebes in der Beziehung zum Anderen, Mutter oder nicht, Analytiker oder nicht, charakterisiert. Je nach der Stellung des Anderen wird der Trieb oral, anal,

Schautrieb oder Anrufungstrieb/pulsion invocante genannt. Ich will sagen, daß das Objekt, ein Loch, unverändert dasselbe bleibt in ich weiß nicht welchem Triebstadium oder welcher Triebbahn; im Gegensatz dazu ist der Typ der signifikanten Beziehung zu Anderen das, was jedem Trieb die Besonderheit gibt und ihn ändert. Mit anderen Worten: der Trieb definiert sich mehr durch das Wie der Säugling nach der Brust verlangt oder Anspruch auf sie erhebt und durch das Wie die Mutter sich dessen entledigt, als durch das Brust-Objekt selbst. Hören Sie auf die Stärke des Schreis oder die Kraft des Appells, sich zu nähren, dort offenbart sich der Trieb. Sehen Sie sich genauso an, wie diese oder jene Mutter die Gabe ihres Kindes erwartet, beobachten Sie ihr quälendes Drängen, Antwort zu bekommen: genau dort meldet sich der anale Trieb. Ganz besonders für die klassisch prägenitalen Objekte des Triebes (Brust und Exkrement) ist das, was zählt, um sie zu erhalten, d. h. um sie zu verlieren, ich betone noch einmal, das Wie des Sprechens. Die Mutter unserer Balkanlegende ist der Andere des oralen Triebes, lebendig und bereit zu geben. Bereit zu verlieren, so wie der tägliche Anspruch des Sohnes die Brust in ein Loch und die Mutter in einen Kadaver verwandelt. Völlig im Gegensatz zu dieser würde die Bettlerin den Anderen darstellen, die Andere-Mutter, die es durch das Blenden ihres Kindes schafft, einen Blick zu werfen in dem Maß, wo er auch so wie die Brust verloren ist; das Loch, das Mutter und Kind paradoxerweise verbindet. Der Blick ist die zwischen ihrem und seinem Körper sexuell inzestuöse Geschichte geworden.

Ich sagte, daß das Loch eine Stelle in der Mitte des Subjektes und Anderen ist, an der verschiedene Objekte wie auch Signifikanten aufeinanderfolgen. Es ist erwähnenswert, daß die Objekte des Triebes andere sein können als in der analytischen Kur, daß dort andere im Spiel sind; Bedingung ist, daß die Objekte etwas mit dem Körper zu tun haben, mit einem und zweien, daß sie von einem einzigartigen, deutlichen, signifikanten Teil des Körpers abhängen. Ich will sagen, daß die Brust es als Objekt des Körpers mit einer signifikanten Partie zu tun hat, mit den Lippen, dem Mund. Anders gesagt, es gibt nicht nur vier Objekte des Triebes, es kann andere geben; mein Kreidestückchen ist nicht notwendigerweise ein Objekt des Triebes. Vielleicht kann es eines für einen Perversen sein. Aber an welchem Punkt wird es eines für den Perversen sein? In dem Maße, wo dieses Kreidestück etwas mit irgendeiner signifikanten Angelegenheit seines Körpers zu tun hat. Nun, wenn für ihn der Tastsinn erogen ist und ihn vorübergehend verrückt vor Lust macht, so werden wir uns vielleicht sagen können, daß dieses Kreidestück für dieses einzelne Subjekt, ein bißchen bizarr, sein Objekt des Triebes sein wird.

Aber aufgepaßt, das Objekt – das ist das Loch; daher wird das Kreidestück Objekt des Triebes sein, wenn er es verlieren wird, wenn es in Staub zerfallen ist. Das Objekt des Triebes, ich betone es noch einmal, gehört zum verlorenen Körper. Ich will sagen, daß man, jedesmal wenn man von einem verschiedenen und veränderbaren Objekt spricht, von diesem Punkt aus die Sexualität definiert. Nun ist die Sexualität von derselben Art, wie alle Objekte sich zusammenfassen, sich an diesem Ort des Lochs – des Objektes des Triebes – verdichten; auf gleiche Weise können sich alle möglichen Arten der Sexualität auf das Loch reduzieren lassen. Wir reichen hier fast an eine Art Prinzip der analytischen Theorie heran: wenn Sie fragen, was das Geschlecht ist, antworte ich: das Geschlecht ist die Gesamtheit der verlorenen Sachen, triebmäßig verloren im Lebenslauf des Begehrens; das Geschlecht ist ein Loch das niemals ausgefüllt werden wird, weder von Worten, Träumen oder Phantasmen; als sprechende Wesen machen wir nichts anderes, als darum herumzuschleichen und zu versuchen, es auf eine sichere Art und Weise zu bezeichnen. Nun ist, wenn es um das Geschlecht geht, nichts sicher; Sie können sich nicht sagen: ich bin Frau oder ich bin Mann. Sie können sich nicht sagen, ich bin ein Homosexueller oder eine Homosexuelle. Trotz der Insignien und sexuellen Ideale, die in unserer Gesellschaft anerkannt sind, können Sie es nicht. Nichts erlaubt es Ihnen.

Abschließend sage ich, daß dieses nicht darstellbare Loch, dieses aus dem Körper des Anderen herausgelöste und für das Subjekt verlorene Stück, dieser leere Platz, tatsächlich eine *causa* ist, ein Grund, dessentwegen die Kette – um nicht zu sagen, das Leben – sich in Gang setzt, abrollt, fortschreitet, sich wiederholt; denn an diesen Platz werden einer hinter dem anderen Worte, Stellvertreter, Prothesen kommen und, in gewisser Weise, alles, was dem Tod widersteht. Genau das ist das Begehren: die Reihe von Krücken, von Prothesen oder Beiwerk, selbst Kleidungsstücken, und nochmals, von Wesen, die wir ohne Unterlaß an die Stelle des Lochs setzen.

---

<sup>1</sup> Anmerkung der Redaktion: Eine modifizierte Version dieses Textes – der Teilniederschrift einer dem Thema des Triebes gewidmeten Vorlesung vom Februar 1979 – hat unter dem Titel „L'objet de la pulsion“ Eingang gefunden in JUAN DAVID NASIO: *L'inconscient à venir*, Paris: Christian Bourgois 1980.

<sup>2</sup> Der erste Verlust, der schon den letzten, den des Todes, ankündigt. In den Windeln lagert sich

die Sterblichkeit, Tertull erklärt es uns beredt: „Gibt es zwischen den Windeln und dem Begräbnisflor nicht eine gewisse Beziehung? Man umhüllt die, die geboren werden, fast auf dieselbe Art wie die, die tot sind; die Wiege hat ein bißchen von einem Begräbnis und es ist die Markierung unserer Sterblichkeit, daß man uns bei unserer Geburt in ein Leichentuch einhüllt.“

<sup>3</sup> Ich spreche von der Mutter und dem mütterlichen Phantasma, aber es schält sich eine immense Frage heraus: was ist die Mutter? Die Antwort kann nur transitorisch sein; heute sage ich mir, daß eine Mutter, der mütterliche Andre, der ist, der sprechen macht, der ein Sagen oder einen Gedanken auf den unwissenden Mund seines Sohnes zieht. Aber fragen Sie keine Mutter, ob sie ihr Kind denken macht, sie wird Ihnen nicht zu antworten wissen, denn dies ist, wohlgemerkt, eine Frage und eine Antwort des Sohnes.

<sup>4</sup> Die analytische Theorie lehrt, daß der Phallus das Eichmaß, die Maßeinheit der Triebobjekte ist; nun, und der Blick? Ist er nicht das Objekt, der Parcours, der unvergänglich in jeder Triebverbindung präsent ist?

*Übersetzt von Lutz Michael Mai*

#### ■ Mitteilungen der SIGMUND-FREUD-SCHULE

Vom 25. – 27. 9. 1981 hält die SIGMUND-FREUD-SCHULE ein Seminar in Basel ab. Thema: „Psychoanalyse – Institution, Staat, Therapie“. Das Seminar wird von Robert Stalder geleitet. Eine Beschränkung des Teilnehmerkreises ist bislang nicht vorgesehen; es empfiehlt sich aber, sich frühzeitig bei der SFS für dieses Seminar anzumelden (letzter Termin: 15. 8. 1981). Teilnahmegebühr: DM 100,-.



Als neue Mitglieder der Schule wurden aufgenommen: Im Juni 1980 Herr Dr. Robert Stalder (CH-4054 Basel, Bachlettenstraße 30) und im Januar 1981 Herr Dr. Hinrich Lühmann (1000 Berlin 31, Eisenbahnstraße 62). Frau Dr. Jutta Prasse, vorher in Mailand, praktiziert seit Mai 1981 in Berlin.

Herr Lutz Mai (1000 Berlin 12, Niebuhrstraße 77) hat für das Jahr 1981 das Sekretariat der Schule übernommen.

## LESSINGS EMILIA

---

Norbert Haas

Dieser Vortrag ist im Juni 1979 an einem sogenannten Blockseminar gehalten worden, das das Deutsche Seminar der Universität Basel zu den Methoden in der Literaturwissenschaft ausgerichtet hatte. Bezugstext für alle Referenten war Lessings „Emilia Galotti“. Die einleitenden Bemerkungen sind im folgenden leicht verändert.

Sie haben mich eingeladen, vor Ihnen als Vertreter einer methodischen Richtung der Literaturwissenschaft zu sprechen, für die sich seit einigen Jahren die Bezeichnung „Diskursanalyse“ durchzusetzen scheint. Ich weiß nicht, ob diese Etikettierung sie stammt nicht von mir, es ist eine Benennung durch die, die so freundlich waren, mich einzuladen – für meine Arbeit zutreffen kann. Es ist nicht einfach Unsicherheit, die mich das bemerken läßt, auch nicht ein Vorbehalt im eigentlichen Sinne. Es ist nur so, und ich halte es für richtig, es sofort zu sagen, daß ich für das, was ich als Literaturwissenschaftler tue, nicht in Anspruch nehmen will, daß es im Namen einer Methode geschehe.

Sicher, ein Methodisches wirkt in meine Arbeit herein, etwa darin, daß ich, so streng es geht, an poetischen Texten zu beobachten suche, was mich an ihnen berührt. Das setzt eine Art reduktionistischer Einstellung voraus. Was beschäftigt mich hartnäckig, in was zeigt ein Text mir so etwas wie Wiederholung? Und wie ist dabei sicherzustellen, daß es um Berührung gehe und nicht um Rührung? Man kann das als Übung bezeichnen. Das hat Methode, ist aber wohl keine. Jedenfalls ist völlig gleichgültig, ob das, was bei dieser Übung herauskommt, aktuell sei, ob es wissenschaftlich Konjunktur habe.

Der Titel „Diskursanalyse“ muß aber geradezu Konjunktur suggerieren. Es ist nicht auszuschließen, daß es sich in ihm weniger um die Benennung einer Sache als um die Sache einer Benennung handelt. Wenn mit dem Wort nur die Überwindung jener obstinaten Indifferenz gemeint sein sollte, die die deutsche Literaturwissenschaft gegen die Verfahrensweisen der französischen Texttheorie der letzten zwanzig Jahre an den Tag legt – und beachten Sie, daß kaum einer der Vertreter der neuen Sache es unterläßt, auf einen Nachholbedarf hinzuweisen –, befänden wir uns damit allein auf dem Boden des universitären Waren-

verkehrs. „Paradigmenwechsel“ ist vielleicht öfter, als man denkt, nur das feine Wort dafür, daß einzelne oder Gruppen um ihre Anteile kämpfen. Ich will das hier nicht aufgreifen.

Ich möchte Ihnen lieber sagen, daß ich mit einer gewissen Neugier nach Basel gekommen bin. Sie haben den Vorzug, an einer Sprach- und Kulturgrenze zu leben, und Sie haben die Chance, die Umwälzungen in der Theorie, die sich in Frankreich vollzogen haben, nicht als jenen exotischen Import begreifen zu müssen, als welcher sie in der Bundesrepublik den Gegnern um so mehr erscheinen können, als manche ihrer Vertreter sie dafür anpreisen. Vielleicht verdanke ich die Einladung, zur „Diskursanalyse“ zu sprechen, einer nicht ganz so krämerhaften Wachsamkeit – was mir das Reden hier sehr erleichtern würde.

Es ist meine Überzeugung, daß man Literaturwissenschaft nicht betreiben sollte, ohne sich die Frage zu stellen, was mit dem poetischen Text, wenn er in einen universitären Diskurs transformiert wird, geschieht. Diese Frage könnte sich sehr nüchtern stellen. Denn die Kluft zwischen der Poesie und der Rede der Literaturwissenschaft ist in der Geschichte unserer Disziplin, ich meine die deutsche Literaturwissenschaft, wohl nie so groß gewesen wie heute.

Ich denke auch, daß es für unsere Disziplin von großer Wichtigkeit ist, was durch das historische Auftreten von neuen Diskursen, beispielsweise des Diskurses der Psychoanalyse, in den textintensiven Wissenschaften bewirkt worden ist und fortan bewirkt wird. Was die mögliche Wirkung der Psychoanalyse angeht, so stehen wir noch nicht einmal am Anfang eines historischen Bewußtseins. Man darf sich nicht davon täuschen lassen, daß sich unter dem Titel „Literaturwissenschaft und Psychoanalyse“ eine beträchtliche Bibliothek angesammelt hat. Es ist eine Phantombibliothek, ihr Titel ist ein Gespenst, denn das Und in ihm beschwört eine Gemeinsamkeit, die es so gar nicht geben kann. Wer diese vermeintliche Kooperation etwas näher betrachtet, wird bemerken, daß sie kaum über eine Applikation, ein Aufnähen gewisser psychoanalytischer Standards auf traditionelle literaturwissenschaftliche Fragestellungen hinausgelangt. Es geschieht dabei nicht viel mehr, als daß an poetischen Texten immer noch einmal die Existenz des Kastrationskomplexes demonstriert oder die Bedeutung, die die Mutter oder der Vater für diesen oder jenen Autor gehabt haben sollen, einem im übrigen naiven Biographismus integriert wird. Gelegentlich bedienen sich sekundäre Autoren sowohl der Psychoanalyse als auch der Literatur, um nichts anderem als ihrem eigenen Konfessionsbedürfnis nachzugehen, wobei die Identität

fizierungen, die dieses Bedürfnis stützen, von der Untersuchung ausgeschlossen bleiben. Solche Bücher sind in der Regel die erfolgreichsten, da sie durch ihre Machart wiederum zur Identifizierung herausfordern.

Diese Bemerkungen scheinen auf einige Versuche in jüngster Zeit, die eben in der „Diskursanalyse“ ihren Zusammenschluß erleben, nicht zuzutreffen. Ich möchte hier, wo ein Urteil nur schwer zu fällen sein dürfte, eine Vermutung aussprechen. Auch diese jüngeren Versuche sind primär an der Vereinigung von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse interessiert und nicht, was mir bei weitem interessanter erschiene, an deren Schnitt. Die Erkenntnis, daß die Schnittmenge der beiden – ein Und, das kein Phantom wäre – das bewegendere sein könnte, setzt freilich eine Erfahrung voraus, aus der die *Praxis* des analytischen Diskurses nicht ausgeschlossen wäre.

Meine Vermutung nun ist, daß die Schnittmenge von Literatur und Psychoanalyse eine leere Menge ist. Dies ist bewegend, denn mit leeren Mengen läßt sich, wie man weiß, rechnen.

In den Versuchen zur Vereinigung von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse wird die Radikalität, die die Psychoanalyse in die einzelnen Wissenschaften einführen könnte, am entscheidenden Punkt gelöscht, gestrichen. Und diese Streichung ist vielleicht nirgendwo deutlicher zu beobachten als gerade dort, wo vermeintliche psychoanalytische Erkenntnisse – gibt es das überhaupt: psychoanalytische Erkenntnisse? – auf die Deutung von poetischen Texten oder von Dichterbiographien angewendet werden.

Vor nunmehr fünfzig Jahren ist das einem klar geworden, einem Literaturwissenschaftler wohlgemerkt, nicht einem Psychoanalytiker, als er sich mit psychoanalytischen Untersuchungen von Literatur beschäftigte. Es war Walter Muschg, der hier in Basel gelehrt hat. Indem er die Unbekümmertheit vermerkte, mit der sich die Psychoanalyse über die *ästhetische* Besonderheit und den *Rang* von literarischen Kunstwerken hinwegsetzt, und so eigentlich das Fremde an der Einstellung der vermeintlichen Partnerin anerkannte, vermochte er die Eigenständigkeit eines literaturwissenschaftlichen Operationsfeldes zu behaupten. (Vgl. *Psychoanalyse und Literaturwissenschaft*, 1930) Seit diesem für die Literaturwissenschaft grundlegenden frühen Aufsatz Muschgs hat sich einiges geändert. Heute wird die Entlassung aus ästhetischer Reflexion und aus der Aufgabe des Wertens von einem Großteil der Literaturwissenschaftler geradezu als Erleichterung empfunden und als Gewinn verbucht. Man scheint gerade dort,

wo Muschg eine Position behauptete – die Psychoanalyse zeigte sich ihm als ein *Rivale* –, der Psychoanalyse das Feld geräumt zu haben. Kein Grund mehr für Feindseligkeit.

Diese Fehde, die Muschg eröffnet hat, wiederaufzunehmen, sie nach Möglichkeit zu radikalisieren, hieße, von zwei Fragen auszugehen:

1. Inwiefern schließen sich universitärer Diskurs als Urteilsrede und psychoanalytischer Diskurs als Redeweisen aus? Und 2. Inwiefern ist denkbar, daß Literaturwissenschaft sich eben da etabliert, wo Literatur wie Psychoanalyse nicht sind, und daß Literatur sich je da ereignet, wo Wissenschaft – und Psychoanalyse nicht stattfinden soll?

Hinweise auf diese Fragen kann man in der Aufmerksamkeit sehen, die die Theoretiker der Psychoanalyse, Freud und Lacan, für die Erscheinungen der Poesie stets gezeigt haben. Sie immerhin, die Großen, bemerkten, daß die Rede der Dichter nicht anders als die ihrer Analysanten ihren Konzeptualisierungen „voraus“, vielleicht überhaupt „anderswo“ war und sie zu etwas nötigte, was bei Freud gelegentlich „Spekulation“ heißt und was Lacan in die Aussage faßt: „Ich bin kein Poet, aber ein Poem. Das sich schreibt, auch wenn es den Anschein hat, als sei es Subjekt.“

Daß wir uns mit der Analyse der Effekte von verschiedenen Diskursen zu beschäftigen haben, ist somit sicher. Ich zweifle aber daran, ob das, was ich hier andeute, unter dem Begriff einer Methode zu fassen ist. Ich möchte dazu, da wir uns an einer Tagung über Methoden befinden, ein Weniges anmerken. Was wäre Wissenschaft, und hier: Was wäre eine Literaturwissenschaft, in der die Psychoanalyse soweit Anerkennung fände, daß Literatur und Psychoanalyse als Schnitt aufgefaßt werden könnten? Diese Frage, Literaturwissenschaft treibend, stets im Auge zu behalten, wäre das eine Methode? Eine Methode unter andern Methoden? Verschiedene Diskurse – die für formalisierbar gelten können und die in ihrer Anzahl begrenzt sind, bei Lacan findet man die Formalisierung von vier Diskursen – auf ihre Wirkungen und ihre gegenseitige Affizierbarkeit zu untersuchen, wäre das eine Methode? Kann eine Methode mich vor jener Illusion bewahren, in der ich mir vormache, ich sei, das Ich sei Organisator oder synthetischer Ort dessen, was in meinen Reden und Lektüren sich ereignet?

Ich denke, es wäre eher angebracht, von einem Projekt zu sprechen, im **Wort-sinn**: von etwas, das man bei der Arbeit, in dieser durchaus methodisch vorgehend, vor sich hinwirft, nicht wissend, vielleicht auch nicht wissen wollend, je-

denfalls nicht immer, wohin es führen wird. Einem Projekt in diesem Sinne geht die Konstruktion eines Zieles ab, die für eine Methode konstitutiv erscheint. Das Projekt verlangt eher die Dekonstruktion von Methoden und Zielen, sicher auch darin, daß einzelnen Vorgehensweisen und Zielsetzungen ihr Ort in bestimmten Diskursen zugewiesen werde.

Lassen Sie mich diese Präliminarrede hier abbrechen und von etwas anderem, ich hoffe auch anders, sprechen, das sich der Provokation durch Ihre Einladung verdankt: Lessings „Emilia Galotti“.

Um einen Ansatzpunkt dessen, was als Diskursanalyse gelten kann, festzuhalten, wähle ich den Beginn des sechsten Auftritts aus dem zweiten Akt. Es geht um die Unterredung von nur zwei Personen des Dramas, und es scheint gegeben, daß diese Personen abwechselnd zueinander sprechen. Es scheint gegeben, daß, wenn Emilia spricht, Emilia spricht, und daß die Mutter spricht, wenn die Mutter spricht. Im Dialog also Claudia Galotti und Emilia. Emilia am Morgen ihres Hochzeitstags, eben zurück aus der Messe, die Rede des Prinzen im Ohr, in ängstlicher Verwirrung, zitternd am ganzen Leib.

Ich beginne die Rekonstruktion des Dialogs an der Stelle, an der Claudia Galotti Emilia auffordert zu reden. „Rede, meine Tochter! Mach meiner Furcht ein Ende. – Was kann dir da, an heiliger Stätte, so Schlimmes begegnet sein?“ Angesprochen ist Emilia also als Tochter der Ansprechenden, und sie ist aufgefordert, einer Furcht der Mutter durch ihre Auskunft ein Ende zu machen. Zu diesem Ansinnen, als Tochter zu einer Mutter sprechen zu sollen, die von einer Furcht befreit zu werden wünscht, tritt ein Zweites: Die Mutter unterstellt, da das, von dem die Tochter zu ihrer Beruhigung sprechen soll, an einem heiligen Ort sich ereignet hat, es könne das Ereignis so schlimm nicht gewesen sein. Zu der bloßen Aufforderung, zu sprechen, tritt also ein doppeltes invokatorisches Moment hinzu: In dem, was zu sagen ist, soll einer Furcht ein Ende gemacht werden, nicht einer Furcht Emilias, sondern der Furcht der Mutter, wobei die Mutter überdies jede mögliche Antwort vorab zu relativieren sucht durch ihre Bemerkung, es könne, was zu sagen ist, so schlimm nicht sein. Vor aller Rede ist Emilia also mit einer doppelten Hypothek belastet, und es wird zu sehen sein, ob sie sich in ihrer Antwort tatsächlich in diesem Sinne belastet zeigt. Mit andern Worten, wir beobachten, ob Emilia in ihrer Antwort im Sinne ihrer Mutter spricht oder in ihrem.

Es wäre dies – die Szenenanweisung gibt mit der Bemerkung, daß Emilia in

„ängstlicher Verwirrung“ sich befindet, einen Fingerzeig – womöglich bereits ein Unterschied ums Ganze, denn die Mutter spricht, vorausgesetzt, man glaubt ihr, was sie sagt, aus „Furcht“; die Tochter, die sprechen soll, befindet sich in „Angst“. Das Ungefährste, das man von der Angst sagen kann, ist, daß sie im Unterschied zur Furcht, die ein Bestimmtes meint, die etwas meint, dessen Vorhandensein bestätigt oder nicht bestätigt werden kann, in eigentümlicher Weise diffus ist. Angst bezieht ihre spezifische Qualität aus der Verborgenheit ihres Gegenstands, ja aus der Ungewißheit, ob überhaupt ihr ein Gegenstand entsprechen kann.

Es entscheidet sich jetzt, ob Emilia über eine Befürchtung, das heißt im Sinne ihrer Mutter spricht, oder aus einer Angst, das heißt von sich. Sicher läßt sich vorstellen, daß Emilia die Insinuation in den Worten ihrer Mutter nicht wahrnehme, und ihr so die Möglichkeit bliebe, von sich und aus ihrer Angst heraus zu sprechen. Die Antwort Emilias zeigt indessen, daß sie dies nicht tut, denn sie greift tatsächlich die letzte Bemerkung der Mutter auf, die sie zwar – hier wäre sie buchstäblich am Ort ihrer Mutter – nicht einfach bestätigt, sondern von ihrem Ort aus umformuliert, aber eben nur umformuliert. „Nie hätte meine Andacht“, sagt sie, „inniger, brünstiger sein sollen, als heute: nie ist sie weniger gewesen, was sie sein sollte.“ In dieser Antwort geschieht etwas, das erkennen läßt, daß Emilia ihrer Rede nicht freien Lauf läßt, sie vielmehr hemmt, denn sie macht ihre Befindlichkeit, von der zu reden sie von Beginn der Szene an aufgefordert ist („Was ist dir, meine Tochter? was ist dir?“), zum Gegenstand eines Urteils. Das Ereignis, die Begegnung, von der zu sprechen wäre, wird an einer Norm, einem Sollen gemessen, und es wird befunden, daß sie, Emilia, dieser Norm nicht Genüge getan habe. Was immerhin andeutet, daß das Ereignis, von dem zu sprechen wäre und von dem jetzt nicht gesprochen wird, in Konflikt mit einer Norm, einem Sollen liegt.

Dies, wenigstens dies, scheint sich der Mutter mitzuteilen, denn sie repliziert, gleichsam um ein sich Ankündigendes zu bannen – wir können auch sagen: um den Diskurs auf der Ebene der Furcht zu halten –, mit Sätzen, deren Allgemeinheit sich mit der Norm verbünden, und zwar so, daß die Geltung der Norm an der Möglichkeit der Abweichung bestätigt werden soll. Claudia Galotti spricht Lebensweisheiten: „Wir sind Menschen, Emilia. Die Gabe zu beten ist nicht immer in unserer Gewalt. Dem Himmel ist beten wollen, auch beten.“

Und hier, an dem Punkt, an dem die Mutter, die nicht hören will, sich hinter allgemeinsten Lebensweisheit verschanzt, entfährt Emilia, diesem im Interesse

der Mutter sich am Sprechen hindernden Kind, ein Stück nur schlecht zensierter Rede. Auf „Dem Himmel ist beten wollen, auch beten“ erwidert sie: „Und sündigen wollen, auch sündigen“. Zuflucht nehmend zwar zur Form der Sentenz, wie ihre Mutter, und insofern an der Normierung partizipierend, sagt Emilia doch etwas, das an den Grund ihrer Angst rührt: Sie spricht von der Bereitschaft, **zu sündigen**. Zwar nicht zu sündigen, *aber doch sündigen* zu wollen, was unter der christlichen Norm, die nicht nur die Tat, sondern auch die Absicht, ja schon den Gedanken sanktioniert, Sünde, Übertretung ist. Nicht nur verkehrt sich so die Intention der Mutter, die Zuflucht bei einer Norm suchte, in ihr Gegenteil, indem gerade die Norm, die das bloße Wollen nicht als ein Nichttun, sondern als eine, wie immer abgeschwächte, Form des Tuns erscheinen läßt, Emilias Wollen als Übertretung definiert. Sie provoziert über das Eingeständnis einer Unterlassung hinaus, die, wie die Mutter meint, nur eine allgemeinmenschliche Schwäche wäre, das Geständnis sündhaften Wollens. Und in der Tat bekräftigt der katholische Beichtspiegel, in dem das Wollen als ein schwächerer Modus des Tuns gilt, auf der Ebene des Gesetzes die Absicht Claudia Galottis, ihr Kind auf einer infantilen Stufe festzuhalten, auf der der Gedanke das gleiche bedeutet wie die Handlung.

In ihrer Antwort redet die Mutter dann wieder allein für sich. Sie sucht abermals die Rede Emilias in ihre eigene Rede einzubinden, erneut jenen Besitzanspruch anmeldend, der das sprechende Gegenüber sich als ihr Gegenüber anverwandeln soll: „Das hat meine Emilia nicht wollen!“ Und Emilia, wiederum konform, also spiegelbildlich: „Nein, meine Mutter; so tief ließ mich die Gnade nicht sinken.“ Ich vernachlässige zunächst den folgenden Redeteil, um mich diesem ersten zuzuwenden. Was geschieht hier? Nichts anderes, als daß das Stück nur schlecht zensierter Rede, das in dem Eingeständnis, sündigen zu wollen, da war, nun einem Urteil unterzogen wird und im Urteil verneint wird, und zwar so, daß die Verneinung eine Orientierung erfährt durch die Apoptrophe „meine Mutter“, wodurch das Kind an den Ort rückt, der nicht der Ort ist, von dem das Geständnis, sündigen zu wollen, ausgegangen war. (Bereits die ersten Worte Emilias in dieser Szene zeigen diese Figur: Auf die Frage „Was ist dir, meine Tochter?“ folgt das „Nichts, nichts“ der Angesprochenen. Freilich nicht ganz, denn die Verneinungspartikel „nein“ wäre von dem „Nichts, nichts“ zu unterscheiden. Beide lassen der Anerkennung des in Abrede Gestellten unterschiedlich Raum. Im Nein der Urteilsfunktion sind, um mit Freud zu sprechen, affektiver Inhalt und intellektuelle Funktion bereits geschieden.

Genau betrachtet, transportiert der szenische Diskurs hier eine Einsicht, die zwar, man muß sagen: (noch) nicht Emilias Einsicht ist, aber doch im Diktum ihrer Rede anwesend war und im Urteil als ein Abwesendes anwesend ist: eine Spaltung des Sprechens, deren eine Seite das Wollen, deren andere Seite das Urteil repräsentiert, und beides in ein und demselben Diskurs. Damit ist auf die Frage nach der Stellung des Subjekts in der Rede, die man als die Kernfrage der Diskursanalyse ansehen muß, eine erste, wenn auch sehr vorläufige Antwort gegeben. Die Verwirrung Emilias, von der die Szenenanweisung spricht, ist an dieser Stelle die: Emilia spricht auf der Seite des Wollens eine Sprache, die sie auf der Seite der Urteilsrede zu negieren gezwungen ist, indessen die Urteilsrede nicht ohne weiteres Emilias Rede ist, sondern Emilias Rede eingebunden in die Rede ihrer Mutter.

Wir haben es also – in der Frage: Wer spricht? – mit einer doppelten Entfremdung zu tun: Wo Emilia, an der Stelle, an der Emilia ein Wollen ausspricht, ist sie nicht imstande, dieses Wollen als ihres anzuerkennen, und wo sie in den Stand gesetzt ist, dieses Wollen als ihr zugehörig oder ihr nicht zugehörig zu beurteilen, ist sie nicht am Ort des Wollens, sondern ist eine andre, hier: die Mutter. Und: Emilia kann ein Wollen nur in der Form und unter der Bedingung anerkennen, daß sie es in Form eines Urteils verneint.

Es soll nun, in einem nächsten Schritt, gefragt werden, ob dieses Wollen, das in dem Stück nur schlecht zensierter Rede, wie wir sagten, anwesend war, in der Tat als das Wollen Emilias gelten kann. Wir werden sehen, daß dem nicht ohne weiteres so ist. Doch zuvor eine Bemerkung:

Die Form des Dramas, das das Subjekt der Rede und seine Spaltungen szenisch auslegt, macht, daß ein Widerstreit, der ein Widerstreit im Subjekt ist, als Konfrontation von Figuren, von dramatischen Personen erscheint. Damit verfährt das Drama nicht anders als der Traum, der aus „Rücksicht auf Darstellbarkeit“, wie Freud sich ausdrückt, das, was ein Subjekt durchfurcht und spaltet, nur in szenischer Anordnung wiederzugeben vermag. Daß dies nur aus „Rücksicht auf Darstellbarkeit“ geschehe, ist freilich zu bezweifeln. Gerade die Psychoanalyse hat in den Entstehungsbedingungen des Ich, wie überhaupt in der Rede des Subjekts einen Transitivity herausgearbeitet, der jede Behauptung von Selbstpräsenz und Ichidentität im Sprechen über sich selbst stolpern läßt. Dabei geht es freilich, wie bei dieser Gelegenheit erwähnt sein soll, nicht um ein Verhältnis von räumlich getrennten Subjekten, wie es eine soziologisch orientierte Kommu-

nikationstheorie im Blick hat, die intersubjektive Redesituationen auf „Symmetrie“ und „Asymmetrie“ hin untersucht, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, daß es die Subjekte selbst sind, die als redende unwiderruflich einer Spaltung unterliegen. Noch in den späten „Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung“ warnt Freud davor, „alle Personen, die im Traume vorkommen, als Abspaltungen und Vertretungen des eigenen Ich“ aufzufassen. Er nennt das eine „inhaltslose und unberechtigte Spekulation“. Zutreffend wäre das Umgekehrte: die Rede des Subjekts *daraufhin* zu hören, wer außer dem, der zu sprechen glaubt, in der Rede spricht oder: wen der vertritt, der als ein vermeintlich identisches Ich zu sprechen glaubt. Die Lektüre des Dramas, wie ich sie vorschlage, erlaubt, nicht anders als die Lektüre eines Traums, den Ort des sprechenden Subjekts in einem mehrpoligen Beziehungsgefüge zu bestimmen. In Wahrheit ist ein menschliches Subjekt – und dies ist die Herausforderung der Entdeckungen Freuds – nichts anderes als ein Ort, ein topologischer Punkt in einem Strukturgefüge, eine Position, deren allein mögliche Definition in der Bestimmung der Verhältnisse gegeben ist, die diese Position zu den übrigen Positionen der Struktur unterhält.

Dem Drama Lessings eingeschrieben ist die Struktur eines *ersten Szenarios*, das nur dem Anschein nach aus Rede und Gegenrede, Aktion und Interaktion der dramatischen Figuren sich aufbaut, in Wirklichkeit aber diese selbst konstituiert, den Figuren Ort und Funktion mit großer Strenge zuweisend. Von Szene zu Szene deutlicher wirkt dieses Szenario, das das Drama unterlagert und die Akteure zu Rede und Handlung zwingt, die dem Schein nach Entwicklung, in Wahrheit Effekt, Ausfaltung eines extrem starren adramatischen Kerns sind.

Es ist eine Struktur mit vier Polen. Erster Pol: Emilia, oder besser: das, was das Drama unter dem Namen „Emilia“ vorführt. Hier wissen wir noch nicht viel. Zweiter Pol: Emilia, eingebunden in die Rede ihrer Mutter. Hier glauben wir einiges gesehen zu haben. Dritter Pol: Die Rede des Vaters, das Verhältnis Emilias zu dieser. Hier fahren wir jetzt fort. Der vierte Pol soll vorerst nur angedeutet sein: sein Ort wäre anzugeben in der Frage: Was will Emilia? Anders ausgedrückt: Was ist das Objekt des Begehrens der Emilia?

Jetzt also: die Rede des Vaters, Emilias Verhältnis zu dieser. Ich wähle einen zweiten Texteschnitt: das Ende des siebten Auftritts des fünften Aufzugs, den Moment vor der Tötung. Anders als der Dialog zwischen Mutter und Tochter, in dem die Verwirrung Emilias in der Rede der Mutter gebannt, die Rede Emi-

lias gehemmt erscheint, ihrer Angst Ausdruck zu geben, zeigt dieser Einschnitt die Verstörtheit Emilias unverstellt, das heißt an ihrem wirklichen Ort. Wir werden sehen, daß die Rede des Vaters Emilias Sprechen auf einer wesentlich anderen Ebene fesselt als die Rede der Mutter: auf der Ebene des Begehrens. Doch zunächst ein paar Bemerkungen zur Figur des Odoardo Galotti, wie sie auf der Aktionsebene des Dramas erscheint.

Odoardo Galotti erscheint in den Reden mehrerer Personen, vor allem in den Aussagen seiner Frau, als streng, ernsthaft, auf Tugend bedacht. Doch sein Auftreten, seine tatsächliche Erscheinung, wie sie das Drama verzeichnet, sind die eines von den Aussagen über ihn sehr verschiedenen Mannes. Odoardo, dessen Attribut das Pferd ist, taucht unerwartet auf, reißt sich, kaum daß er da ist, von seiner Umgebung wieder los, folgt einer andern Absicht, deren Ausführung wieder auf Kürze bedacht ist. Ständig begleitet ihn Argwohn, der sich als Sorge um seine einzige Tochter ausgibt. Seine Frau weiß von Ausbrüchen der Wut zu berichten, die sie an ihm fürchtet. Sie charakterisiert die Tugend ihres Mannes als „rauh“.

Die Familie der Galotti lebt getrennt. Odoardo hat sich aus der Nähe des Hofes auf ein Landgut zurückgezogen, während Claudia, um der Tochter eine „anständige Erziehung“ zu geben, wie es heißt, in der Stadt, in Guastalla verblieben ist. Hier taucht der Vater auf, am Hochzeitstag Emilias. Ein Blitzbesuch bei der Familie, ein Blitzbesuch beim Schwiegersohn, getrieben stets vom Argwohn. Der Repräsentant der bürgerlichen Tugend zeigt sich als alles andere denn gelassen, gelegentlich sogar als Choleriker. „Der bloße Gedanke setzt mich in Wut“ ist die Formel, die Odoardo selbst für seine nervöse Tugendhaftigkeit findet.

Ist in den Interpretationen des Dramas gesehen worden, daß Odoardo nicht Vorsicht leitet, sondern Argwohn? Die Stereotypie des Argwohns weist auf etwas hin, das der eigentliche Anlaß für das Tugendstreben Odoardos sein mag: sich selbst nicht geschützt zu wissen vor dem, wovor die Tochter bewahrt sein soll. Ein einziger Schritt genüge, sagt dieser Vater, um Fehltritt sein zu können. Also rennt er, sprengt, reitet hierhin, dorthin, und dies allein, um einen gewissen Schritt nicht tun zu müssen. Es ist ein bemerkenswerter Umstand, daß es Odoardo nicht allein in der Stadt nicht hält, sondern daß er, wenn er in der Stadt auftaucht, nichts von jener Ruhe zeigt, die er auf dem Land doch gesucht haben mag. Mag einer, der seiner selbst sicher oder seiner selbst sicher geworden, sich so verhalten? Wo, wenn Odoardo für ein bürgerliches Ideal von Tugend stehen soll, zeigen sich Wirkungen dieser Tugend? Nirgends in dem Drama ist

eine Andeutung über ein Wirken dieses Mannes, das über seinen höchstpersönlichen Moralismus, der nur sich selbst zum Gegenstand hat, hinausginge. Vom Hof hat sich Odoardo in einer Geste des Ekels zurückgezogen. Aber die vom Hof und von der Stadt abgezogene Energie zeigt sich auf keinem andern Feld.

(Immerhin ist, denkt man an Beispiele bürgerlicher Resignation in der Literatur der siebziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, vorstellbar, daß Odoardo mit seinem Rückzug vom Hof seinen Wirkungsbereich auf das Land verlegt hätte. Man stelle sich eine Szene vor, die Odoardo auf seinem Landgut zeigt, wirkend, vielleicht im Verein mit den von ihm abhängigen Knechten, an diesen die Güte des Patriarchen ühend. Eine solche Szene fehlt, ist also in der Ökonomie des Dramas nicht vorgesehen, obwohl historisch sowohl für die Zeit der Renaissance wie für die Zeit Lessings denkbar. Vielleicht ist diese Aussparung gerade als innerliterarischer Index zu begreifen, als die planvolle Enttäuschung einer Erwartung, die von der Literatur der Stadtfucht genährt ist. Bereits 1757 hatte Lessing in einer Rezension von Antonio de Guevaras „Das vergnügte Land- und beschwerliche Hofleben...“ als Einwand gegen ein literarisches Genre, das der Hofprediger Guevara mit begründet hat, geschrieben: „Die Menschen sind am Hofe, in der Stadt und auf dem Lande Menschen; Geschöpfe, bei welchen das Gute und Böse einander die Waage hält. Schwachheiten und Laster zu fliehen, muß man nicht den Hof, sondern das Leben verlassen.“)

Es geht also gewiß enttäuschend noch für viele Lobredner Lessings, die sich im Lessingsjahr 1979 erklärt haben – wohl nicht um eine Lasterkritik in gesellschaftlichen Kategorien. Schon die frühe Briefnotiz von 1758 an Nicolai hatte festgehalten: „Sein (d. i. Lessings) jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Titel *Emilia Galotti* gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist, als ihr Leben, für sich schon tragisch genug, und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf erfolgte.“ Und 1772, unmittelbar vor der Uraufführung des Dramas, an seinen Bruder: „Du siehst wohl, daß es weiter nichts, als eine modernisierte, von allem Staatsinteresse befreite *Virginia* seinsoll.“

Kommen wir auf das Szenario zurück, das das Drama unterlagert. Ende des siebten Auftritts des fünften Aufzugs, der Moment vor der Tötung Emilias.

Emilia, im Versuch, sich den Tod zu geben, *fährt* mit der Hand – es soll offenbar ein Automatismus der Bewegung hervorgehoben werden – nach ihrem Haar, um eine Haarnadel zu ergreifen. Sie bekommt die Rose zu fassen. „Du noch hier? – Herunter mit dir! Du gehörest nicht in das Haar einer, – wie mein Vater will, daß ich werden soll!“ *Eine – wie mein Vater will, daß ich werden soll* – zeigt sich hier nicht das Begehren eines Subjekts als das Begehren, das Begehren eines andern zu stützen? Es wäre dies jener erste Charakter des Mechanismus der Hysterie, wie Freud und Lacan ihn beschrieben haben. Emilia zeigt sich willens, sich einem Wollen zu verpflichten, das ihr im Begehren ihres Vaters vor- und eingeschrieben ist. Schlüssig in diesem Sinne, das heißt den Regelkreis eines einem Begehren substituierten Begehrens bestätigend, ist die Antwort Odoardos: „O, meine Tochter! –“ Es ist ein Appell, eine Anrufung einer Tochter durch ihren Vater: daß Emilia, hysterisiert, das heißt in dem Begehren, das Begehren eines andern, des Vaters, zu stützen, doch sagen möge, was das Begehren des andern besagt. Eben dies aber, dem Vater zu sagen, was er begehrt, vermag Emilia nicht, und so antwortet sie: „O, mein Vater, wenn ich Sie erriete!“ Der Parallelismus der zwei Anrufungen ist indes nichts weniger als der einer einfachen Entsprechung. Wüßte Emilia, die sich bereit glaubt, dem Wollen ihres Vaters stattzugeben, was ihr Vater von ihr will, würde sie ohne weiteres wissen, was sie zu tun hat. Entscheidend ist aber hier, zu erkennen, daß nicht allein Emilia im Unklaren darüber ist, wie das Begehren ihres Vaters auszu-legen sei, daß also nicht *ihre* Unklarheit darüber, was der andere begehrt, sie hemmt, von der Tat abhält, sondern daß es das Begehren dieses andern selbst ist, das sich nicht zu erklären vermag. Emilia, sagt der Text, glaubt sich bereit, zu werden, wie ihr Vater will, daß sie werden soll. Aber die Unklarheit darüber, was ihr Vater will, daß sie werden soll, ist nicht ihre Unklarheit, die Hemmung, die die Ausführung dessen, was der Vater will, verzögert, hinauschiebt, ist nicht ihre Hemmung, sondern ist die Hemmung ihres Vaters, der sich im Unklaren ist über die Bedeutung dessen, was er begehrt. Nicht zögert Emilia, weil es ihr nicht gelingt, das, was ihr Vater von ihr will, zu erraten, Emilia zögert, weil



ihr Vater zögert, und auch hier, in diesem Zögern, ist es nicht ihr Begehren, das sich artikuliert, sondern das ihres Vaters.

Es folgt nun jene sonderbarste Wendung im Text, die ein tiefes Wissen vom Mechanismus der Hysterie verrät bei einem Autor, dem Begriff und Ätiologie des hysterischen Diskurses nicht bekannt sein konnten. „O, mein Vater, wenn ich sie erriete! “ ist nicht die ganze Rede Emilias, sondern: O, mein Vater, wenn ich sie erriete! – Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten sie sonst?“ Emilia, hysterisiert, stützt also nicht nur in ihrem Begehren das Begehren ihres Vaters, sondern mehr: Sie stützt eine Hemmung, die dem Begehren ihres Vaters eingeschrieben scheint. Und dies wäre der zweite Charakter des hysterischen Mechanismus, wie Freud und Lacan ihn beschrieben haben: Das Begehren der Hysterika ist das Begehren, ein unbefriedigtes Begehren zu haben. Und dies heißt: Wenn das Begehren beim Menschen das Begehren eines Andern ist, so stützt die Hemmung der Artikulation des Begehrens der Hysterika das Begehren eines andern, das ein Begehren ist, ein unbefriedigtes Begehren zu haben.

Das Phänomen der (hysterischen) Hemmung in seiner überaus schillernden Qualität vor Augen zu führen, ist die Leistung dieses siebten Auftritts des fünften Aufzugs. Wiederholt wirkt in ihm die Täuschung, auf beiden Seiten, auf seiten Emilias wie auf seiten des Vaters, sie wüßten, was der jeweils andere will, was die Möglichkeit des Kurzschlusses, dramatisch: die Möglichkeit eines kurzen Schlusses zu eröffnen scheint. Wiederholt scheint Emilia zu wissen, was der Vater will, und wiederholt verwirft sie diese Erkenntnis. Wiederholt scheint Odoardo zu wissen, was seine Tochter ihm an Erkenntnis über das, was er selbst nicht weiß, vorführt, und wiederholt verwirft er dieses Wissen, welches ihn über sein Begehren aufklären könnte. Denn Odoardo weiß nicht nur nicht, er will nicht wissen. Sagen wir zuviel, wenn wir bemerken, daß Odoardo seine Tochter dazu benutzt, daß ihm jenes Vierte in der Struktur entzogen bleibe: das Objekt seines Begehrens, welches ihn gleichwohl in seinen Bann zieht und sich in der Tötung Emilias ein grausames Recht verschafft? Eine Wahnsinnstat, denn mit der Tötung der Tochter entzieht sich Odoardo das Substitut seiner Existenz.

Verzögerung, Aufschub ist denn auch das Zeitraster, das über diesem Auftritt liegt, in dem sich der Vater und das Kind endlich gegenüberstehn. Die scheinhafte Möglichkeit des kurzen Schlusses verdankt sich einer Form des Erkennens, die Freud als Idealbildung beschrieben hat: Odoardo scheint wiederholt seines Zögerns enthoben, weil er in Emilia das Bild der Frau und entsprechend in sich

das Bild des Mannes, das die Frau an einen idealen Ort rückt, zu erkennen meint. Diese Scheinmöglichkeit ist im Reich der imaginierten Ideale angesiedelt, nicht im Realen, von dem das Zögern, die gesperrte Rede viel eher zeugen als die kulturvermittelte Rede über das andere Geschlecht. Emilia scheint ebenfalls für Momente des Zögerns enthoben, nämlich da, wo sie die Figur des Vaters als Bild zu erkennen meint, das ihr zu sagen vermöchte, wie sie als Tochter sich zu verhalten habe. Dieses Bild des Vaters ist indes nicht weniger kulturvermittelt als die Bilder von Mann und Frau, die Odoardo vor sich hinwirft, um nicht mit dem Realen in Form eines unmöglich auszumachenden Begehrens konfrontiert zu werden. Zu Ende dieser Szene (die in einer Aufführung des Dramas so gedehnt anzulegen wäre, wie alles übrige eher Hast zu verraten hätte,) kommt es dann zu der Tat, die das Zögern beendet und in der Tötung Emilias zu einem Schluß ohne Ende führt.

Bevor wir an einen letzten Textausschnitt gehen, sind noch einmal Bemerkungen allgemeiner Art zu machen.

Kein psychologischer Realismus, der hinter der Rede eines Menschen die versteckte Intention, das kaschierte Motiv vermutet, vermöchte auch nur einen der Schleier zu lüften, die das Begehren des Subjekts als eines redenden einhüllen und die Rede des Individuums auf ein Geflecht von Rede außerhalb seiner verpflichten, schon verpflichtet haben, lange bevor das Individuum seine Stimme erhebt. Lange bevor Emilia spricht, hat der Vater von und über das Kind zu sich gesprochen und er hat mit seiner Frau über es gesprochen, noch bevor diese als Mutter zu sich über das Kind spricht und dann zu ihm, es mit den mütterlichen Koordinaten überziehend im Versuch, ihm ein Gegengift einzuflößen gegen die Worte des Vaters, die zu dem Kind nur vordringen als ein beschädigtes Symbol, das in seiner Beschädigung zu erhalten nun die Qual seines Lebens ausmacht. Die latente Gier der Claudia Galotti führt Emilia an den Abgrund: einen Wunsch in ihr stachelnd, dessen Erfüllung sie sich im Dienst ihres Vaters versagen muß. Es bedarf einer Anleihe bei Lichtenberg, um dieses Paradox zu formulieren: Emilia ist vom Vater ein Dolch ohne Heft zugehakt, an dem die Klinge fehlt, die die Mutter zu vergiften im Zuge ist.

Die Beschreibung jener Absicht, die Emilias Rede durchfurcht und sie in mehrfach verstellter Stimme sprechen läßt, wird sich also nicht an einen psychologischen Realismus halten können, der dort, wo das Andere im Subjekt spricht, nur ein verborgenes Subjekt im Subjekt, einen Homunkulus, ein Menschchen im

Menschen vermuten kann. Gewiß, einzelne der dramatischen Personen in Lessings Stück scheinen einer psychologischen Betrachtungsweise entgegenzukommen, allem voran der Prinz und sein Werkzeug Marinelli oder Marinelli und sein Werkzeug der Prinz. In deren Reden ist immer anderes intendiert, als ausgesprochen wird. Aber die Feststellung einer Diskrepanz zwischen der Rede und dem, was diese intendiert, genügt auch hier nicht. Es geht hier zwar um Personen, die das Kerndrama, das das Drama Emiliias ist, nur flankieren, aber die paar Bemerkungen zum Schluß des Dramas reißen auch hier die Abgründe des Begehrens auf, die das Drama, das sich an seinen Titel hält, freilich nicht verfolgt.

(Ein Schritt weiter als die Psychologie geht auch die Gräfin Orsina, die mit Recht eine Philosophin heißt. Sie sieht nicht bloß Rede und Redeintention auseinanderklaffen, sondern erkennt am Prinzen das Wesen der von Freud so genannten männlichen Libido, die, eigentlich polygam, ihr Objekt in fortwährendem Wechsel einerseits zu einem Beliebigen macht, andererseits sich zu diesem fortwährenden Wechsel durch die imaginäre Hoffnung getrieben sieht, es könnte eines dieser Objekte doch die Erfüllung bringen.

Dies übrigens deutet sich schon in den ersten Szenen des Dramas an, in denen der Prinz vor den Bildern eines idealen und des realen Objekts seines Begehrens steht. Da die Orsina, hier weiblich, die Unmöglichkeit der Erfüllung erkannt hat – dies bildet den Grund ihrer spezifischen Trauer –, vermag sie den immerwährenden Wechsel, dem die Objekte des Begehrens des Prinzen unterliegen, anzuerkennen, ja ihm sogar ein Gutes abzugewinnen: Sie braucht die Hoffnung nicht aufzugeben, die Liebe des Prinzen, die sich von ihr abgewandt hat, um sich der nächsten zuzuwenden, könnte, wenn auch abermals nur vorübergehend, wieder ihr zufallen.)

Ich komme ein letztes Mal auf den Text zurück, um noch einmal nach Emilia zu fragen, dieser stummen Emilia, die nur zu sprechen scheint, wo sie von andern zu sprechen geheißen ist. Gibt es etwas, das Emilia begehrt, etwas, von dem sie spricht, diesseits der Macht der Diskurse, die ihre Rede knebeln? Ich nehme, um dieser Frage nachzugehen, jenen Monolog Emiliias im sechsten Auftritt des zweiten Aufzugs, der auf den untersuchten Teil der Unterredung von Mutter und Tochter folgt. Dieser Monolog wäre einen Kommentar wert, der nur spräche, wo er verschwiegen, verschlossen wäre, wie es der Monolog ist. Ein Diskurs der Literaturwissenschaft als Knebel im Mund der Emilia wäre hier das letzte.

Emilia, so will es die Mutter, soll sich fassen, ihre Gedanken sammeln, miteins

sagen, was ihr geschehen ist, um, wir erinnern uns, der Furcht der Mutter ein Ende zu machen. Sie antwortet mit einer Rede, die ihre längste in dem Drama ist, wiederholt stockend – Lessing setzt Gedankenstriche, sonderbare Satzzeichen, da sie nicht die Tätigkeit der Reflexion, sondern deren Unterbrechung anzeigen, und so die Rede mit einer Skandierung versehen wird, die einem oszillierenden Wechsel von Öffnung und Schließung entspricht. Tätigkeit des Reflexionsbewußtseins: Bericht, Vergleichung, Urteil, Rasonnement, Aussage: das ist die Schließung. Stocken der Reflexion: das sich Aussagende und doch Nichtsagbare: das ist die Öffnung. Ein Etwas setzt sich, während Emilia niederkniet und ihr Herz erhebt, dicht hinter sie und nimmt seinen Platz. Dieses Etwas spricht, es seufzt, und Emilias Rede kreist um das Reden dieses Etwas und spricht vom Ohr, das dieses Sprechen nicht hören will und es doch hört. Um es nicht zu hören, wollte Emilia, wie es heißt, taub, auf immer taub sein. Doch sie hört. Und dies trotz der verzweifelten Anstrengung der Reflexion und trotz der Anrufung des Engels, den sie um Taubheit bittet. Emilia hört, aber sie hört was? Hören *wir*: „Eben hatt' ich mich . . . denn ich kam zu spät . . . Eben fing ich an . . . als dicht hinter mir etwas seinen Platz nahm . . .“ Was klingt hier in den Vokalen: E - A - I - I / E - I - A / E - I - I - A / A - I - I - I - E - A - EI - E - A - A? Der Rede Emilias eingeschrieben ist das Kryptogramm ihres Namens: E - I - A / E - I - I - A. Und Emilia kann sich vor Schreck nicht von der Stelle rühren, sie ist hier an ihrem Ort. Ist sie es?

Es ist das Kunstvolle dieses Monologs, daß Emilia in ihm immer schon gesagt haben wird, was ihre Rede nachträglich und nur mit Mühe thematisiert – und in der Thematisierung löscht, durchstreicht. Tatsächlich spricht sie, nachträglich, über ihren Namen: „ . . . es währte nicht lange, so hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, – nach einem tiefen Seufzer, – nicht den Namen einer Heiligen, den Namen, – zürnen Sie nicht, meine Mutter – den Namen Ihrer Tochter! – Meinen Namen!“ Was für ein mühseliger Weg der Rede: nicht den Namen einer Heiligen (Stocken) den Namen (Stocken) zürnen Sie nicht, meine Mutter (Stocken) den Namen Ihrer Tochter! (Stocken) ((wir ergänzen: nicht den Namen einer Tochter, sondern:)) meinen Namen. Nach der vierten Unterbrechung, nach den Sätzen, in die das Kryptogramm des Namens der Emilia eingeschrieben ist, folgt der Satz: „Ich konnte weder vor noch zur Seite rücken, –“ Hören wir: O - O - O, das Kryptogramm des Namens des Vaters, Odoardo. Ich konnte weder vor noch . . . Und abermals nach einer Unterbrechung: „so gern ich auch wollte; . . .“: O - E - I - A(U) - O: Emilia, buchstäblich, in der Zange Odoardos. Nachträg-

liche Thematisierung: „Es klagte, daß dieser Tag, welcher mein Glück mache – wenn er es anders mache – sein Unglück auf immer entscheide.“ Emilia hört in der Rede des Prinzen mehr als deren courtoisen Sinn und zugleich „weniger“ als Sinn: Sie hört die Rede ihres Vaters, deren Sinn sich ihr so wenig enthüllt wie ihm: darum Es. Wer meiner bisherigen Lektüre gefolgt ist, wird sich an dieser (erschlossenen) Provenienz der Rede des Es nicht stoßen.

Das Kryptogramm von Emilias Namen, das im Aussagen, in der *énonciation* gegenwärtig ist, wird, wie wir sagten, in den Aussagen, den *énoncés* der Sprechenden wieder gelöscht. Nichts freilich hinderte, daß Emilia, wo sie nachträglich über sich spricht, also nicht mehr am Ort spricht, wo ihr Sprechen gerade noch war, nicht doch von sich spräche, wäre da nur ein Ohr, das dieses Sprechen an seinem Ort vernehmen könnte. Ein Ohr, das Emilia nicht findet, oder vielleicht nur ein einziges Mal, am Ende. Wo anders könnte ihr kryptogrammatishes Sprechen bestehen als in jener synchronen Nachbarschaft, in die es als zum reinen Material der Buchstaben gestellt ist, zu Signifikanten wie „Eia“ oder „requiescat“, vielleicht. Wir begreifen, was jene andre Emilia, Emilia Bruneschi, andeutet, deren Bittschrift in den ersten Szenen des Dramas in die Nachbarschaft eines vom Prinzen zu unterfertigenden Todesurteils gerückt ist. Nicht allein zur Darstellung der Willkür des Prinzen wird diese zweite Emilia eingeführt. Sie ist da um ihres Namens willen. Und wir begreifen, in dem Etwas, das zu Emilia spricht, ist nicht einfach Hettore Gonzaga zu sehen – das entspräche nur dem *perspektivischen* Hören der Mutter –, sondern, wie es am Ende der langen Rede heißt: Er – er selbst – der Prinz. Und der Prinz, so zeigt es das Klingen in Emilias Rede, ist nicht Hettore Gonzaga, sondern das, was von dem, was er sagt, ans Ohr Emilias dringt: E I - A. Eia.

So enthüllte sich das Begehren Emilias, dieses stumm gehaltene Begehren, schließlich als Todeswunsch? Es enthüllt sich nicht. Denn das Sprechen des Kryptogramms ist nicht sinnvolle Rede, sondern Nichtsinn, das heißt ausstehender Sinn, vielleicht künftiger Sinn. Es ist asemisch. Und Emilia, die über sich spricht, ist nicht am Ort, an dem sie in ihrem Sagen von sich spricht; und wo sie am Ort ihres Sagens wäre, vermöchte sie kaum Auskunft zu geben.

Geoffrey Campbell Cocks *Psyche and Swastika:*  
*Neue Deutsche Seelenheilkunde 1933–1945*  
University of California, Los Angeles, Ph.D., 1975

Eine Geschichte der Psychoanalyse im faschistischen Deutschland ist bisher nicht geschrieben worden. Gewiß, manches weiß man mittlerweile; anderes ahnt man eher. Man kann Jones' Freud-Hagiographie zu Rate ziehen, und es gibt eine Reihe von Artikeln, die man lesen kann, von Dräger etwa, von von Braun, von Boehm, von Baumeier, von Müller-Braunschweig, von Kemper und anderen. Das Äquivalent einer Geschichte werden sie nicht bieten können, und sie wollen wohl auch nicht für ein solches genommen werden. Oft hat man bei der Lektüre den Eindruck, daß geschwiegen wird; was nicht heißen muß, daß verschwiegen würde. Gleichviel, das Interesse an präziser historischer Information, ja, auch an Daten und Fakten, wie sie für andere Bereiche zumindest verfügbar sind, wird kaum je befriedigt. Das kann bedeuten – und nicht wenig spricht dafür –, daß sie so nicht zu haben ist, jene Geschichte, und zwar prinzipiell nicht. Es erlaubt aber ebenso die zugegeben, etwas heikle – Mutmaßung, daß, einmal unterstellt, die Informationen, die zu fehlen scheinen, würden zugänglich gemacht, das keine Geschichte der Psychoanalyse zwischen 1933 und 1945 ergeben würde, schlicht deshalb, weil es möglicherweise keine gegeben hat. Vielleicht war da nichts, von dem sich in Form einer Erzählung als Geschichte der Psychoanalyse Rechenschaft geben ließe. Das wäre immerhin möglich.

Darüber zu entscheiden, hilft jedenfalls keine Psychologie, auch keine „politische“, wenn eine solche existiert. Das Motiv, die Absicht, sei sie gut gewesen oder schlecht, bleibt die Antwort, die sie zu liefern vorgibt, schuldig. Ist ihre Autonomie schon im Augenblick der – immer zu hastigen – Tat eine relative, so erweist sie sich, ist jene erst zur Sache erstarrt, als nahezu reduzibel. Der Rest, der bleibt und aller Geschichte ihren Hauch von Unwahrscheinlichkeit bewahrt, ihr

selbst im nachhinein Unvorhersehbares, fällt gewiß nicht ins Gebiet der Psychologie.

Daß die Intention kein Letztes ist – den Dramen, die es zweifellos gegeben hat und die nicht zu bewerten sind, nimmt das nichts. Doch gekämpft für das, was sie für eine „gute Sache“ hielten, haben schließlich die anderen auch. Böse Menschen, gar schlichtweg Barbaren waren das nicht. Das gerade ist das Problem. Das man sich vom Leibe hält, wenn man sich unter einem Faschisten das vorstellt, was gerne in englischen und amerikanischen TV Serien als solcher ausgegeben wird – und auch hier, wengleich verschämter und faszinierter, „Geschichtsbewußtsein“ setzt. Sitzt man nicht noch einmal und immer wieder dem schon von den Figuren der Führungsclique so treffend-peinlich konterkarierten schneidigen blonden, blauäugigen Herrenmenschen in der schwarzen Uniform mit dem Totenkopf und dem glänzenden Lederzeug auf – von dem vielleicht Genet allein und Michel Tournier jenseits von Moral und der Differenz von Mythos und Realität nicht achtend haben sprechen können –, wenn man, beispielsweise, halb verwundert sich die Augen reibend meint bemerken zu müssen, Göring, der andere, Matthias Heinrich, Reichsführer von eigenen Gnaden der Deutschen Seelenheilkundler, sei im Institut „Weihnachtsmann“ genannt worden und „Papi“ – und das auch gewesen?<sup>2</sup>

Doch was für die anderen gilt, muß, auf dieser Ebene, auch in bezug auf die einen das quicke Urteil suspendieren. Was heißt, daß denen, für die es zutrifft, daß sie retten wollten, was sie retten wollten, dies nicht zu bestreiten ist. Daß ihnen also nicht leichthändig mehr als vierzig Jahre später ein Prozeß gemacht werden kann. Eben weil es darum nicht geht, ist es alles andere als bequem, dazu auch nur ein Wort zu sagen.

Aber es ist erlaubt zu fragen, *was* sie denn retten wollten, was das war, was sie unter Psychoanalyse verstanden. Auf diese Weise wird man vielleicht eher beantworten können, ob es während des Nationalsozialismus eine gegeben hat.<sup>3</sup>

Geoffrey Campbell Cocks hat mit seiner Dissertation nicht den Versuch unternommen, jene Geschichte zu schreiben, die möglicherweise nicht zu schreiben ist. Er hat eine Geschichte des sogenannten Göring Instituts geschrieben, des „Reichsinstituts für Psychologische Forschung und Psychotherapie“. Und das daher unsere Frage ist etwas ganz anderes. Denn was dort betrieben wurde, sollte und wollte eben „Seelenheilkunde“ sein, „neue“ und, natürlich, „deutsche“. Womit, fast, alles gesagt ist.

Manches Datum, manche Zahl – Mitglieder<sup>3</sup>, Patienten, aufgeschlüsselt nach

Zugehörigkeit nach sozialen Schichten<sup>4</sup>, Aufbau und Struktur des Instituts<sup>5</sup> –, mancher formelle und informelle Zusammenhang – welchen Ämtern und Organisationen aus Staat und Partei das Institut wann unterstellt war<sup>6</sup>, mit wem aus Partei, Militär und Industrie man kooperierte und an welchen Projekten<sup>7</sup>, woher die bis Kriegsende offenbar außerordentlich opulente finanzielle Unterstützung kam<sup>8</sup> –, manches, das zu berichten andere, aus welchen Gründen immer, für überflüssig gehalten haben mögen, kann hier nachgelesen werden, bis hin zu Curricula, von denen eines im Appendix wiedergegeben wird.

Cocks' Buch ist die Arbeit eines Historikers, den die Entwicklung einer Berufsgruppe, der Psychotherapeuten, zwischen den beiden Weltkriegen und insbesondere während der Nazi Zeit interessiert hat – und durch sie hindurch das, was er die politischen Konsequenzen der unpolitischen Haltung der deutschen Intellektuellen der Weimarer Republik und die beunruhigende „Normalität“ ihres Verhaltens in einem totalitären Staat nennt.<sup>9</sup> Der historiographische Wert seiner Arbeit liegt darin, daß er es auf sich genommen hat, die einschlägigen Archive, zum Beispiel das Berlin Document Center, und Periodika zu durchstöbern, daß er den größten Teil der in Sachen Psychotherapie damals produzierten Literatur zur Kenntnis genommen und viele der noch lebenden Mitglieder des Instituts interviewt hat.

Daß es sich um eine historische Untersuchung handelt, in deren Brennpunkt ein – allerdings wegen der von ihm beanspruchten ethischen Verfaßtheit seiner Praxis höchst markanter – sich etablierender und expandierender Berufsstand steht, bedingt, daß Cocks nicht in erster Linie die Entwicklung und Auseinanderentwicklung oder Konvergenz von Theorien hat nachzeichnen wollen. Was an Proben von Theorie er zitiert, und das ist gleichwohl nicht wenig, hat eher die Funktion, Bewegungen innerhalb und Verzahnungen untereinander der verschiedenen Formen der Rede transparent zu machen, gewollte und ungewollte Kontiguitäten oder Kondensationen zu akzentuieren zwischen politischen Ideologien, Religionen, Wissenschaften und Individualmythen, das heißt, es bindet die Diskurse und ihre Verschränkung eher an die politische Entwicklung als daß es ihre innere Kohärenz zum Gegenstand machte. Wiewohl es hier und dort vielleicht eine allzugroße Aufmerksamkeit für eindeutige und krasse politische Stellungnahmen zur Folge hat und zu wenig den Modifikationen nachfragt, die sich daraus am Korpus von Theorien als ganzen ergeben, und obgleich Cocks' „psychohistorische“ Exkurse, seine „Fallstudien“ oder Portraits etwa von Gauger, von Hattinberg und Schultz, sowie sein das Buch beschließender hilfloser

Versuch über Hitlers angeblichen Vaterkonflikt die Schwächen aller derartigen „Anwendungen“ von Psychoanalyse teilen, nämlich äußerst flach zu sein („Hitler harbored the same ambivalence toward England as he had against his father. . .“ – und dergleichen), schlecht spekulativ und die Psychoanalyse auf Psychologie zu reduzieren, bietet sich in bezug auf sein Thema das von ihm gewählte methodische Verfahren an. Man wird ihm kaum Reduktivität vorhalten, denn jedenfalls versteht Cocks es, plausibel zu machen, daß die sogenannte Gleichschaltung – auch ~ in diesem Fall in Wahrheit eine *Selbst-Gleichschaltung* gewesen ist.<sup>10</sup>

Wenn die Kategorie der Macht in der Theorie des Politischen tragen soll, dann nur unter der Voraussetzung ihrer Dialektisierung, wonach gerade für sie gilt, was die Hegelsche Formel, daß das Tun des einen das Tun des anderen ist, einfängt. Und wenn zutrifft, was Cocks, der kein Macht-Theoretiker ist, zu zeigen vermag, dann hat man in den Psychotherapeuten der „Neuen Deutschen Seelenheilkunde“ ein prominentes Beispiel dafür, daß Staat und Partei, wenn überhaupt, immer nur nachträglich zu sanktionieren brauchten, und sei es durch Nicht-Sanktionierung, was sie antizipierend faktisch je schon praktizierten – eine Figur, die Luhmann in seinem Büchlein über die Macht vortrefflich beschrieben hat.<sup>11</sup>

Daß dem so war, ist einer Situation jedes einzelnen wie der gesamten Profession geschuldet, der man sich schwerlich mit griffigen Oppositionspaaren politischer Parteien nähern kann; soweit sie sich überhaupt ausloten läßt, ist sie ein neuerlicher und sehr spezifischer Beleg dafür, daß es so etwas wie eine „nationalsozialistische Ideologie“ nicht gegeben hat, vorausgesetzt, man versteht, wie es der entkräftete Gebrauch ihres Begriffes will, unter einer Ideologie ein relativ homogenes Gebilde politischer Vorstellungen und Absichten, die mehr oder weniger eindeutig die Interessen bestimmter gesellschaftlicher Gruppen oder Klassen reflektieren. Wollte man den historiologischen Status dieser Situation bestimmen, so müßte man sie, mit einem Begriff, der unter Referenz auf Freud von Althusser in die politische Theorie eingeführt worden ist, *überdeterminiert* nennen.

Jedenfalls kann man anhand des von Cocks präsentierten Materials feststellen, daß es in dem ihn interessierenden Bereich der Psychotherapie ein Geflecht aus mehr oder minder formierten Reden und von ihnen virtualisierten Traditionen gegeben hat, ausfransend an seinen Rändern und sich mit anderen Reden verschlingend, der Rede der Politik an erster Stelle, doch ebenso mit Religion, mit

Philosophie – Vektorenbündel von Signifikantensequenzen, aufeinander einwirkend und voneinander abhängig, sich dergestalt fortwährend gegeneinander verlagernd: und mit ihnen die sie sprechenden und von ihnen zum Sprechen gebrachten Subjekte. Diese müssen sich mit ihren Meinungen, mit ihren Absichten, Anliegen und Überzeugungen, ihren Ängsten und Utopien in jedem Augenblick in Reichweite mannigfacher heterogener – wissenschaftlicher, politischer, religiöser, philosophischer, biographischer, usw. – Koordinatensysteme befinden haben, die quer zueinander stehen mochten, sich schneiden und miteinander interferieren konnten, die möglicherweise, wie die Rede einer gewissen Tradition in der Medizin eingesprengte romantische Philosopheme – einander enthielten oder auch unabhängig voneinander zu sein schienen, in Wahrheit aber Resultat einer Faltung waren – Koordinatensysteme, die Orte erzeugten, von denen man nicht ohne weiteres unterstellen kann, sie seien ohne Widersprüche und intendiert gewesen, von den Subjekten bewußt eingenommen worden.

So teilten offenbar viele Psychotherapeuten in ihrer Tendenz eine Kritik an der etablierten Medizin, wie sie etwa von Friedländer während des dritten Kongresses der Allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie, 1928 in Baden-Baden, vorgetragen wurde. Dieser beklagte, Cocks zufolge, die wissenschaftliche und soziale Uneinigkeit in der Medizin: die Existenz kommunistischer Ärzte, die Verbürokratisierung des Gesundheitswesens, die fortwährenden Fehden rivalisierender Psychotherapie-Schulen, Auseinandersetzungen zwischen Homöopathie und Schulmedizin, übertriebene Verabreichung von Medikamenten, usw. Friedländer trat ein unter anderem für eine umfassendere Schulmedizin, für geringere Verordnung von Drogen, für die Aufstellung sozialer Gesundheitsprogramme und forderte insbesondere – mit einer Volte gegen die ärztliche Standespolitik der Weimarer Zeit – mehr Sorge um und den Einsatz für die „Volksgesundheit“ statt um und für politischen Einfluß. Solche Kritik beispielsweise mochte beitragen zu der frühen Begeisterung von Teilen der Psychotherapeuten für von den Nationalsozialisten propagierte Gesundheitsfür- und -vorsorgeprogramme.

Andererseits stellten eher als „wissenschaftsimmanent“ zu qualifizierende Argumentationen – zum Beispiel gegen den „Physiologismus“, „Materialismus“ und „Mechanismus“ in Medizin/Psychiatrie und Psychologie<sup>12</sup> (der, um die Situation noch um einiges zu komplizieren, von manchen Medizinerinnen, Psychologen und Psychotherapeuten wiederum einem in bestimmter Weise gelesenen Freud, mitunter auch Jung, vorgeworfen wurde; unter anderen von den Neo-Freudianern,

die gegen Freuds angeblichen biologischen Determinismus ihre Konzeption des Menschen als eines nach dem Ausdruck seiner selbst und nach gesellschaftlicher Anerkennung, statt nach Lust, strebenden Wesens setzten) – nicht wenige unversehens an einen Ort, an dem sich auch Vertreter der, anfangs in der NSDAP recht einflußreichen, Naturheilkunde Bewegung und der romantischen, sich beispielsweise auf Paracelsus, Novalis, Schelling und CARUS, aber auch auf Mesmer und auf Eduard von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten“ berufenden Tradition in der Medizin tummelten.

Da konnte man dann gemeinsam etwa gegen den (Erb-)Biologismus der herrschenden Medizin/Psychiatrie zu Felde ziehen, die sich sehr bald zur willigen Handlangerin der Nürnberger Rasse-Gesetze machen sollte, und war blind dafür, daß man offene Türen einrannte, wenn man unter Bezug auf die „Leib-Seele-Einheit“<sup>13</sup> oder programmatische Begriffe wie „Gesundheit“, „Ganzheit“ (die, wie die Ganzheits Psychologen Metzger und Sander lehrten, mehr sein sollte als die Summe ihrer Teile), „Gemeinschaft“ und „Organismus“ *nur einer* anderen Variante des nämlichen Biologismus huldigte.

Man kann, was da funktionierte, vielleicht mit dem von Faye beschriebenen „Sprachenoszillator“ vergleichen, einer Maschine, die heterogenste symbolische Elemente in Kontiguität bringt, ganz gleich, ob „kritisch“ oder „affirmativ“, und derart einen politisch besetzten Signifikanten schafft, einen Signifikanten beispielsweise wie „konservative Revolution“, der die Subjekte und ihre Beziehungen neu verteilt, sie handeln läßt.

Ein anderes Beispiel für den verwirrenden Wechsel der Fronten: Wo es um die Entwicklung von „Charakter“ geht, dem als solchen schon Dignität zukommen soll, und um ein „produktives“ Leben im Dienst des „Ganzen“ der „Volksge meinschaft“ und wo die Deutsche Arbeitsfront Kraft durch Freude proklamiert, muß Freud als „Materialist“, „Individualist“ und „Reduktionist“ attackiert werden. Vor allem aber als *Analytiker*.<sup>14</sup> So etwa von Cimal, der (1941) gegen die Psychoanalyse als „seelische Bohrmaschine“ polemisiert. Der nämliche Cimal freilich ist in den 30er Jahren mehrfach Zielscheibe der Kritik von seiten der etablierten Medizin wegen seines angeblichen Festhaltens an psychoanalytischen Begriffen. Zugleich unternehmen die Nazis aber auch Versuche, Freud die Originalität seiner Entdeckung zu bestreiten, um sie im Sinne einer „Tiefenpsychologie“ zu rekonstruieren. Die grundlegenden Theorien und Probleme der Psychoanalyse seien nicht Freuds geistiges Eigentum; er habe sie sich vielmehr angeeignet von Carus, Novalis, Schopenhauer und vor allem von Nietzsche und deren

Ideen zur Psychoanalyse pervertiert. Eine große Entdeckung arischer deutscher Denker sei von einem Juden geraubt und in ein Handelsunternehmen für reiche Hysteriker verwandelt worden. Als Beispiele für Freuds verderblichen Einfluß zitiert man etwa Groddeck und Schultz-Henke. Boehm berichtet von dem Dermatologen und Syphilis Spezialisten Franz Wirz, dieser habe 1933 gegen Kritik an Freud aus den Reihen deutscher Psychotherapeuten eingewandt, die NSDAP sei nicht so sehr gegen die Psychoanalyse als Wissenschaft als vielmehr gegen ihre Ausübung durch Juden. Jedermann wisse, daß die Wassermann-Reaktion von einem Juden entdeckt worden sei; deshalb sei aber niemand so töricht, keinen Gebrauch mehr von ihr zu machen.

Oder: Man konnte als Angehöriger des Instituts 1943 behaupten, daß man es in der Mehrzahl der Fälle, die man behandle, selbst wenn man sie vom Standpunkt der Erbbiologie betrachte, nicht mit lebensunwertem Leben zu tun habe, sondern mit Leuten, die zumindest dazu gebracht werden könnten, normal zu leben und nicht selten, seien sie erst einmal von ihren Hemmungen befreit, sogar äußerst produktiv. Auf diese Weise bewies man (1.) einerseits, daß man sich in Einklang befand mit den moralisch-ökonomischen Erfordernissen der totalen Mobilmachung. Andererseits stellte man (2.) den Anspruch der erbbiologisch orientierten Psychiatrie auf alleinige Kompetenz in Sachen Psychotherapie in Frage, und dies (3.) mit einem Argument gegen die ihrerseits als Ideologem und Instrument der Mobilmachung funktionierende Erbbiologie, das (4.) in Wahrheit eins für sie ist. Womit man schlußendlich demonstriert hatte, daß man im Grunde (5.) selbst mit der Psychiatrie übereinstimmte, und sei es nur im Sinne einer Arbeitsteilung. Es läßt sich nur ahnen, wie Subjekte strukturiert gewesen sein müssen, denen es in solcher Weise gelang oder gelingen mußte, alles mit allem kompatibel zu machen.

Daß eine fragile Opposition und bedrohte Marginalität nicht schon als solche gleichbedeutend ist mit – und wäre es nur „innerer“ – Freiheit von dem, wogegen sie sich setzt oder wovon sie sich absetzt, diese Regel des politischen Spiels, wonach der einer Negation geschuldeten (Selbst-)Bestimmung etwas anhaftet von dem Negierten, haben die Psychotherapeuten der „Neuen Deutschen Seelenheilkunde“ beunruhigend bruchlos verifiziert: war es doch eben ihre ganz und gar nicht gefestigte Randständigkeit, die Loyalität und Kohäsion innerhalb der Gruppe produzierte und sie darauf anwies, alles zu tun für die Etablierung ihres Standes und die Ausbreitung ihrer sich als Mission verstehenden Lehre. Kurz, ihre Stellung zwischen allen Fronten schien ihnen vorzuschreiben, jede sich bie-

tende Gelegenheit wahrnehmen zu müssen. Und der Faschismus, das heißt das, was Cocks einmal „the Hitlerian order's fractious and fissured nature“ nennt, war offenbar eine – die „Wissenschaftlichkeit“ und den „Nutzen“ ihrer Kunde für die „Volksgemeinschaft“ unter Beweis zu stellen. Denn wie der Autor überzeugend dargetut: nur wegen ihrer Marginalposition, die sie – trotz zahlreicher Versuche einer Anverwandlung an die Psychiatrie<sup>15</sup> – bezogen auf die Medizin und das staatliche Gesundheitswesen<sup>16</sup> während des sogenannten Dritten Reiches nie verloren hat, hat sie – durch Unterstützung und Förderung von seiten der unzähligen mit der „Volksgesundheit“ befaßten Organe und Organisationen der NSDAP – nicht allein überleben, sondern sich auch recht üppig entwickeln können.

Die Frage, ob das, was sich da entwickelte, Psychoanalyse war oder auch Psychoanalyse oder noch Psychoanalyse, stellt Cocks sich nicht. Im Gegenteil, mehrfach hebt er, etwa gegen Jones, hervor, daß es sie gab und daß sie sich, wenn auch im Verborgenen, hat entfalten können. Ja, er geht so weit zu versichern, es sei gerade die Lebendigkeit der Psychoanalyse gewesen, der das Institut im Hinblick auf seine Praxis sein Überleben und Florieren verdankte: Freuds Entdeckung habe die Grundlage des größten Teils der am Göring-Institut geleisteten Arbeit gebildet.

In der Undifferenziertheit dieser Einschätzung meldet sich, was wahrscheinlich die größte Schwäche dieses an historischen Informationen so reichen Buches ist. Ihre Ursache wird vielleicht am deutlichsten in einer Passage des der Praxis des Göring-Instituts gewidmeten Kapitels. „Rhetoric“, heißt es da – und gemeint ist das Nicht-bei seinem-Namen-Nennen dessen, was doch einen hatte und hat, die, sei es taktische, sei es bewußt die Sache ändern wollende Fälschung der Terminologie: „analytische Psychologie“, später gar „Kasuistik“ für „Psychoanalyse“; „Familienkomplex“ für „Ödipuskomplex“; „Lehrbehandlung“ für „Lehranalyse“, usw.<sup>17</sup> – „rhetoric“, also schreibt Cocks, „remained important but the value and hence the continued existence of psychotherapy were gauged by its effectiveness. Where Freud worked, Freud was used.“

Das eben ist zu bezweifeln. Denn was zählt in der Psychoanalyse, ist nicht instrumentelle Effektivität<sup>18</sup>, sondern gerade die *Rhetorik* und der *Effekt*, den sie macht; und dies auch im Reden und Schreiben über Psychoanalyse. Cocks realisiert nicht, daß er selbst dem Effekt einer bestimmten Rhetorik erliegt, wenn er, was Freudsche Psychoanalyse heißt und ist, umstandslos subsumieren kann unter „Psychotherapie“. Daß das auch die taten, die geglaubt haben müssen, unter

diesem Etikett und in seinem Schutz weiter Psychoanalyse praktizieren zu können, und zwar Psychoanalyse *als* Psychotherapie, das eben ist ja eines der Hauptprobleme, die die Geschichte jenes Instituts aufgibt, die 1945 durchaus nicht beendet war. Mag es einst angegangen sein, was fraglich ist, beides in eins zu setzen oder das eine dem anderen unterzuordnen wie das Individuum der Gattung, spätestens seit den 30er Jahren und mindestens in Deutschland (aber mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht nur hier) ist diese Vermischung *Politikum* und *Symptom*.

Man rührt nicht ungestraft ans Symbolische – und wenn es überhaupt einen taktischen Umgang mit ihm gibt, so unterliegt dieser jedenfalls immer dem Verdacht, es imaginär bemächtigen zu wollen. Salopper ausgedrückt: Wer glaubt, in die Taschen der anderen lügen zu können, der gebe acht, daß ihm nicht eines Tages damit als bare Münze herausgegeben wird.

Es mag – da es an Anfeindungen von seiten nationalsozialistischer Ärzte und Psychiater wie Bumke und de Crinis, die dem Institut vorwarfen, weiter Psychoanalyse zu betreiben, und die den Bezug zu Jung für eine Tarnung hielten, nicht gefehlt hat – solche gegeben haben, die glaubten, sich taktisch verhalten zu können und zu sollen. Man wird ihnen das zugute halten – wie auch sämtlichen Psychotherapeuten, daß, wie es scheint, das Vertrauen zum Arzt nie gebrochen worden ist, ja, daß im Gegenteil Konsultationen als Frühwarnsystem funktionieren konnten. Dennoch wird man ihnen und sich nicht die Frage ersparen können, ob das, was sie praktizierten, denn Psychoanalyse sein konnte, wenn sie selbst sich derart bereit zeigten oder zeigen mußten, Kompromisse zu schließen. Vorausgesetzt, sie wußten überhaupt, daß sie welche schlossen. Denn es hat zweifellos auch die gegeben unter denen, die Cocks „Freudianer“ nennen kann, die waren und sein wollten, was sie waren: *Psychotherapeuten*.

Man kann, wenn man die symbolische Verfaßtheit des analytischen Diskurses nicht für akzidentell hält, nicht umhin, ihnen das Etikett abzunehmen, unter das sie sich stellten oder stellen ließen. Man muß es ihnen glauben.

Deshalb wird man das Buch von Cocks mit Gewinn lesen, wenn man es nimmt für das, was es ist: die Geschichte der „Neuen Deutschen Seelenheilkunde“. Und nichts sonst.

Was viel ist. Was in gewisser Hinsicht genug zu denken gibt. Denn es steckt einem ein Licht auf über die Phase des Aufblühens dessen, was uns heute allenthalben als „Psychotherapie“ entgegentritt und was Freud in seinen Stellungnahmen zur „wilden“ Analyse, bis hin zu Versatzstücken christlicher Praktiken

wie der Beichte, scharfsinnig antizipiert zu haben scheint. Es ist das Göring-Institut und die Literatur, die seine Mitglieder produziert haben, worin sich, kristallisiert gleichsam, sämtliche Dispositive, Verfahren und Ziele nahezu aller möglichen heutzutage praktizierten Formen von Psychotherapie finden, einschließlich des programmatisch eklektischen Versuchs der Integration aller in einer. Und man muß kaum hinzufügen, daß man wohl an keinem anderen Beispiel besser die politischen Implikationen dieser Therapien studieren kann. Womit, wohlgemerkt, nicht ihre Instrumentalisierbarkeit gemeint ist, sondern die in ihnen selbst immanent angelegte Tendenz zur *Universalisierung des Therapiebegriffs*, die keine mögliche Konstellation von Subjekten ausläßt und mit der in den 30er Jahren bewußt in Angriff genommenen Entwicklung von das Ganze der Gesellschaft durchdringenden Methoden der Diagnose und Prävention ein therapeutisches Verhältnis jedes einzelnen zu sich selbst zu installieren sucht.

Die Vermutung, es habe möglicherweise während des Faschismus in Deutschland keine Psychoanalyse gegeben, mag den Anschein erwecken, als solle wieder einmal Orthodoxes gegen Häretisches ausgespielt werden, als wolle man noch einmal die unberührbare und unverletzliche Reinheit einer Theorie und einer Praxis behaupten, die es, koste es, was es wolle, und sei es den Kragen, zu bewahren gelte und für die man sich, natürlich, auf Freud beruft.

Damit machte man es sich in der Tat zu leicht. Nein, man sieht nicht, daß das irgendwo zu haben ist, jene reine Lehre, jene unantastbare Praxis. Und *dafür* kann man, muß man sich auf Freud berufen; denn sein ganzes Werk mit seinen unablässigen Transformationen und Emendationen zeugt gegen eine derartige Zuflucht bei ihm, die immer apologetisch ist. Wenn es im Diskurs der Psychoanalyse um das geht, was danebengeht, was hapert, was verpatzt wird, versagt, mißlingt, und zwar prinzipiell und konstitutiv, dann wird man das mit Bezug auf sie selbst, das heißt mit Bezug darauf, wie sie als Artefakt mit dem Anspruch, Wissenschaft zu werden, ohne es sein zu können, therapeutische Effekte zu haben, ohne Therapie zu sein, ständig über sich selbst stolpert, mit dem gleichen Recht behaupten müssen. Dann geht sie selbst als Diskurs mit bestimmten Wirkungen auf die Rahmenbedingungen ihrer Statthabe – analytische Situation, Aufbau von Institutionen, Vereinsgründungen, Schulbildungen, Abweichungen, Ausschlüsse, Neugründungen – je schon daneben. Dann ist sie das, was verfehlend dem Verfehlen sich zu manifestieren gestattet.

Mit anderen Worten: es verschlägt nichts zu dekretieren, zwischen 1933 und 1945 habe es in Deutschland eben keine Analyse gegeben. Und damit basta!

Man wird das umkehren und feststellen müssen, daß, was sich da getan hat, nur eine der der Analyse von Anfang an einbeschriebenen Möglichkeiten des Verfalls war; und nicht einmal eine besonders krasse, wenn auch besonders hervorstechende, vergrößert gleichsam durch die Lupe des Faschismus, der eben durchaus kein Zerrspiegel ist.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Analyse in einem recht zwielichtigen Bereich entstanden ist und sich bis heute mehr oder minder überall in ihm gehalten hat, einem Bereich, der von anderen Praktiken und Disziplinen okkupiert wurde und wird, im sogenannten „Gesundheitssektor“, in dem sie ihr Terrain abstecken mußte, das zugleich in diesen Sektor eingeschlossen blieb und ihn zu überborden oder zu unterminieren beanspruchte, dergestalt, daß die Analytiker nie einfach haben behaupten können, *keine Therapie* zu betreiben.<sup>19</sup> Eben dadurch ist die Analyse, keineswegs nur wider ihren Willen, in eine Herausforderung und wesentlichster Beitrag zur Entwicklung von Psychotherapien gewesen und geblieben; keine, in der man nicht ihren – wie immer verleugneten – Einfluß nachweisen kann (selbst in den neueren Spielarten der Verhaltenstherapie, die wohl die einzige Therapieform ist, die unabhängig von der Analyse und autonom entstanden ist und ihr, was etwa Lacan immer sehr ernst genommen hat, dem theoretischen Anspruch nach etwas entgegenzusetzen hat). Schon Freud selbst spricht natürlich nicht selten von der Psychoanalyse als einer Psychotherapie (bei den Analytikern der ersten Stunde ist das ohnehin gang und gäbe) und hat offenbar keine Schwierigkeiten gehabt, sie in die Geschichte der Medizin einzuordnen. Auch findet man bei ihm, was vielleicht erstaunlicher ist, die Idee präfiguriert, die Analyse könne *Anwendung* (sein Ausdruck!) finden beispielsweise in der Pädagogik oder gar *Korrektiv* (auch dies sein Terminus!) sein in der Kultur, zumindest aber auf ein solches vorbereiten. Es ist nicht nur Ironie, wenn Freud in *Zur Frage der Laienanalyse* mutmaßt, vielleicht komme „noch einmal ein Amerikaner auf den Einfall, es sich ein Stück Geld kosten zu lassen und die *social workers* seines Landes analytisch zu schulen und eine Hilfstruppe zur Bekämpfung der kulturellen Neurosen aus ihnen zu machen. ‚Aha, eine neue Art von Heilsarmee.‘ Warum nicht ...“ – Wie es scheint, sind die Deutschen schneller gewesen: im gleichen Jahr, in dem Freud das schrieb, 1926, gründeten Eliasberg und Sommer die Psychotherapeutische Gesellschaft, zum, wie der letztere sich später vernehmen ließ, Kampf gegen die „Volksseuche“ der Neurose.<sup>20</sup>

Verschließt man davor nicht die Augen und stellt man aus diesem Blickwinkel erneut die Frage, ob es wohl Analyse hat sein können, was mancher am Göring-

Institut praktiziert zu haben beansprucht, so wird man dennoch nicht umhin können, Zweifel anzumelden, mindestens. Teilt man, daß die Analyse keine frohe Botschaft hat und weder Heil noch Fortschritt verspricht, daß es in ihr und durch sie um ein Verfehlen-Lassen geht, das es erlaubt, die Regularitäten und Gesetzmäßigkeiten des Fehls ausfindig zu machen, nicht um ihn korrigierend auszustreichen oder durch ein Vorhandenes zu füllen, sondern um mit ihm als einem irreduziblen lassend-gelassen umgehen zu können, so hat man ein *immanentes* Kriterium in der Hand, welches einem beispielsweise bei der Lektüre des Buches von Cocks festzustellen gestattet, daß es im Göring-Institut offenbar um alles andere ging: um „Tüchtigkeit“ etwa, um „Ganzheit“, „Einheit“, Vermittlung eines „Lebensziels oder -sinns“. Nicht zufällig gab es welche, die die Affinität von Arzt und Seelsorger herausstrichen; nicht zufällig auch bewegte sich das ganze Unternehmen in der Zweideutigkeit von „Seelen Heilkunde“ und „Seelenheil Kunde“. Eine Liste der Methoden, die in der Poliklinik angewandt wurden, zählt auf: „tiefenpsychologische Behandlung, Beratung durch einen Tiefenpsychologen, Seelenführung und Selbstverwirklichung, Gemeinschafts (Gruppen-)Arbeit, Erziehungshilfe, Hypnose, autogenes Training, Kombination mit Nervenpunktmassage... oder Gymnastik und Atmen, Heilgymnastik, Sprech- und Stimmbehandlung...“<sup>21</sup>

Es geht nicht um eine Denunziation. Weder jener, die in der sogenannten „Arbeitsgruppe A“ gearbeitet haben und nach dem Krieg die Gründung der DVP und der DPG initiiert haben, noch jener, die sich als Adlerianer oder Jungianer verstanden, noch irgendeines anderen. Deshalb stehen hier, fast, keine Namen, wurde, bewußt, global von „den Psychotherapeuten“ gesprochen. Man muß es sich erlauben dürfen, noch einmal alles in einen Topf zu werfen, um neu zu sortieren, um sich überhaupt wieder die Frage stellen zu können, ob es da etwas zu sortieren gibt. Aufgabe künftiger Lektüren von Texten aus jener Zeit! Und, wohlgemerkt, dieser Topf heißt nicht Faschismus, sondern schlicht Geschichte: von Psychoanalyse *und* Psychotherapie. Denn deren Differenz und Indifferenz ist es, die durch das Göring-Institut zum freilich auch politischen Problem geworden ist. Die Klammer der Jahre 1933 1945 kann Instrument sein, sie zu vermessen.

Wenn keine anderen Spuren geblieben wären, was nicht der Fall ist, so hätte es die Analyse immer noch mit jenen zu tun, die sich in den Diskurs eingegraben haben, in den allgemeinen ohnedies, in den über sie zumeist, nicht selten aber auch in den der Analytiker. Man kann die Wirkung, die Begriffe wie „Tiefen-

psychologie“, „analytische Psychologie“, „Selbstverwirklichung“ und andere getan haben und tun, gar nicht hoch genug veranschlagen. Für die Rhetorik, die sie promoviert hat, für ihre politischen und praktischen Implikationen, für die Umstände und das Milieu ihrer Entstehung sensibel zu werden, vermag Cocks' Buch als Leitfaden zu dienen.

<sup>1</sup> Erlaubt das, seine Elaborate weniger ernst zu nehmen? Und rechtfertigt es, wie Cocks das tut, naiv zu nennen, was Göring einmal Kemper gegenüber als einen seiner Haupteinwände gegen die Freudsche Psychoanalyse bezeichnet haben soll: die Position des Analytikers hinter dem Analysanten, weil er, Göring, um psychischen Problemen gemeinsam ehrlich und männlich im Geiste Christi begegnen zu können, *Augenkontakt* für unverzichtbar hielt? Immerhin trifft sein Einwand eines der wesentlichsten Momente der analytischen Situation, in dem sich, wie Freud in *Zur Einleitung der Behandlung* ausführt, die *historische Abhängigkeit der Analyse von der Hypnose*, zugleich aber ihre Differenz zu jener markiert.

<sup>2</sup> Abgesehen von der generelleren Frage, ob es sie hat geben können, das heißt, unter welchen Bedingungen sie, objektiv, nicht mehr funktionieren kann. Eine dieser Bedingungen ist zweifellos dann gegeben, wenn ihr Vokabular einer Zensur unterliegt, gleichgültig, ob diese von den Analytikern selbst ausgeübt wird oder auf eine direkte Intervention der Macht zurückgeht. Dieses Problem stellt sich *immer* – der Faschismus gestattet nur, es deutlicher zu sehen.

<sup>3</sup> Es gab drei Arten von *Mitgliedschaft*: Ärztliche ordentliche Mitglieder, nichtärztliche ordentliche Mitglieder (z. B. behandelnde Psychologen) und ärztliche und nichtärztliche außerordentliche Mitglieder. Außerordentlichen Mitgliedern war es insbesondere nicht gestattet, Psychotherapie beruflich auszuüben und bei Gericht als Gutachter tätig zu werden. 1937 zählte das Institut 128 Mitglieder (davon 125 ordentliche): 60 Ärzte (10 Frauen), 25 Akademiker (9 Frauen), 43 Nichtakademiker (39 Frauen). Im gleichen Jahr existieren Filialen in Düsseldorf und München sowie, bis 1940, Arbeitsgruppen in Stuttgart und Wuppertal. 1939 wird die Münchener Filiale offiziell, unter Einschluß von Stuttgarter und Frankfurter Arbeitsgruppen, zum bayrischen Zweig des Instituts. – 1938 hat das Institut 178 Mitglieder, davon 94 in Berlin. – 1940 präsentiert sich folgende Mitgliederstruktur: 88 Ärzte (17 Frauen), 39 Akademiker (12 Frauen), 61 Nichtakademiker (52 Frauen); insgesamt 204 Mitglieder, von denen 97 in Berlin arbeiten. Die Parteimitgliedschaft der Institutsangehörigen lag bei etwa 5%. Die *Ausbildung* teilte sich ein in „Lehrbehandlung“, für ordentliche Kandidaten mindestens 150 Stunden, in theoretische Ausbildung und praktische Erfahrung. Nach drei Semestern konnte ein Kandidat als Praktikant beginnen, das heißt an praktischen Seminaren teilnehmen und, unter Aufsicht eines Lehrbehandlers, die Behandlung von zwei klinischen Patienten aufnehmen. Die Ausbildung für ordentliche Kandidaten dauerte mindestens zwei Jahre und kostete zwischen 3000 bis 4000 RM. Ordentliche Mitgliedschaft erforderte 5 Jahre praktische Erfahrung und ein Alter von mindestens 30 Jahren.

<sup>4</sup> Jedes ordentliche Mitglied war verpflichtet, unabhängig von seiner Privatpraxis mindestens einen Patienten aus der *Poliklinik* zu behandeln, die neben Erziehungsberatungsstelle, wissenschaftlicher Einrichtung und methodologischem Labor eine „Anstalt für mittellose Volksgenos-

sen“ umfaßte. Das Honorar galt als integraler Bestandteil der Behandlung und wurde nach den finanziellen Möglichkeiten des Patienten bemessen; dem Therapeuten wurden 6 RM pro Stunde garantiert, mögliche Differenzen glich das Institut aus. – Zwischen dem 1. Okt. 1936 und dem 31. Dez. 1940 behandelte die Poliklinik 419 Fälle, bis Mitte 1941 464 Fälle, davon 80% aus der Mittelschicht. Je 10% waren Arbeiter oder Angehörige der Oberschicht. 50% der Fälle wurden mit Kurzzeit-Therapien behandelt.

<sup>5</sup> Aufbau und Struktur des Instituts haben sich mehrfach geringfügig geändert. Nach der Integration in den Reichsforschungsrat, Anfang 1941, zu dem als Vermittler Ferdinand Sauerbruch fungierte, blieb Göring Direktor, Heyer leitete die *Ausbildung*, Kühnel die *Psychagogik*, Kemper die *Poliklinik* und Schultz die *Forschung*. Darüber hinaus existierten acht Abteilungen: *Literatur* (Bilz), *Statistik und Auswertung* (Boehm), *Eheberatung* (von Hattinberg), *Archiv* (Heyer), *Forensische Psychiatrie* (Kalau vom Hofe), *Erziehungshilfe und Studienplanung* (Müller-Braunschweig), *Industriepsychologie* (Scherke) und *Tests* (Vetter).

<sup>6</sup> Das Göring-Institut wurde im Mai 1936 von der *Deutschen Arbeitsfront* gegründet und dem *Amt für Berufserziehung und Erziehungsberatung* angegliedert. Als eingetragener Verein unterstand es dem *Reichsministerium des Inneren*. Anfang 1941 wurde das Institut in den *Reichsforschungsrat* integriert.

<sup>7</sup> Durch die Industriepsychologen Scherke, Vetter, Hantel und Meyer-Mark unterhielt das Institut enge Beziehungen zur *Wirtschaft*. Cocks nimmt an, die Bezeichnung „Psychologische Forschung“ sei in den Namen des Institut aufgenommen worden, um Dienstleistungskapazitäten und Interesse an industrieller und militärischer Psychologie zu signalisieren. Das Institut kooperierte mit dem Institut für Arbeitspsychologie und Arbeitspädagogik und projektierte, was immer das heißen mag, in den zu behandelnden Fällen einen Produktivitätszuwachs von 7 bis 8%. Neben Scherke und Meyer-Mark wurde Vetter, der von 1939 bis 1945 die Testabteilung der Poliklinik leitete, 1940 Berater bei I.G. Farben, in deren Auftrag er u. a. in Schweden Vorträge über „Deutsche Diagnostik“ hielt. 1939 waren Hantel und Bitter bei Bosch als Berater tätig; von 1942 bis zum Ende des Krieges arbeitete Erika Hantel als Chefspsychologin der Arado Flugzeugwerke in Brandenburg. – Interesse an der Arbeit des Instituts zeigten weiterhin, Görings Jahresbericht von 1940 zufolge, der Reichsführer-SS, der Reichsarzt-SS, die Reichsjugendführung, das Reichskriminalamt, das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Die Abteilung für Erziehungshilfe stand in engem Kontakt zur Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt und zum Nationalsozialistischen Lehrerbund und arbeitete mit den Berliner Verkehrsbetrieben und der Pflegestelle für psychologische Sonderbetreuung zusammen. – Angeblich direkt auf Betreiben der NSDAP richtete das Institut ein sogenanntes *Forschungswerk über Homosexualität* ein, das vor allem auf den Gebieten der Jugend- und der Forensischen Psychiatrie tätig war. HJ und BDM überstellten dem Institut Jugendliche, die NSV überwies Homosexuelle zur *Therapie*. Kalau vom Hofe behandelte gegen Ende des Krieges vier aus KZ's entlassene Homosexuelle, die in Charlottenburg inhaftiert waren. Schultz hat 1944 berichtet, bis 1939 habe das Institut ca. 500 Homosexuelle geheilt; man kann nur ahnen, was das bedeutet. Andere, ebenfalls mit der nazistischen Bevölkerungspolitik in Zusammenhang stehende Forschungsaktivitäten des Instituts galten der *psychogenen Impotenz und Sterilität*. Himmler hat versucht, Hantel für eine Zusammenarbeit mit „Lebensborn“ zu gewinnen, die jedoch nicht zustande kam. In Werner Zabels biologischem Sanatorium in Berchtesgaden praktizierte Hantel, wie es im Jargon hieß, „Herzmassage“ (autogenes Training und sog. „kleine“ Psychotherapie), angeblich u. a. an Bormann und Speer. – Das Institut war auf drei Ebenen mit *Militärpsychologie* befaßt: Ausbildung von Armeepsychologen, Forschungen zur psychologischen Kriegsführung und Behandlung von Kriegsneurosen. Mit Heerespsychologen arbeitete das Institut zusammen an der Erstellung

völkerpsychologischer Profile zur Erkundung von Schwachstellen des Feindes für sogenannte geistige Kriegsführung. In Kooperation mit dem Institut wurde dazu eine Bibliographie erarbeitet, in der sich neben Hitlers *Mein Kampf*, Ortegas *Aufstand der Massen* und Le Bons *Psychologie der Massen* auch Freuds *Massenpsychologie und Ich Analyse* fand. Sehr enge Beziehungen unterhielt das Institut zur Luftwaffe: hochrangige Luftwaffenoffiziere nahmen zur Verbesserung ihrer Führungsqualitäten an Seminaren und Kurzzeit-Therapien teil; Luftwaffenpersonal frequentierte die Poliklinik. Das Institut gab eine Schrift mit Verhaltensanweisungen für die während der Luftangriffe gebotenen Verdunklungen heraus, zu der Schultz seine denkwürdige psychotherapeutische Konzeption einer „Luftschutzraumgemeinschaft“ beisteuerte. NS-Führungs-offiziere, die als Wehrbetreuer tätig waren, absolvierten Zusatzausbildungen am Institut.

8 Übereinstimmend wird berichtet, daß das Göring Institut finanziell außerordentlich reich ausgestattet war. Von 1936 bis 1942 kam die finanzielle Unterstützung von der *Deutschen Arbeitsfront*. Während des dritten Kongresses der Deutschen allgemeinen ärztlichen Gesellschaft für Psychotherapie, 1940 in Wien, weist Göring darauf hin, die DAF habe erkannt, wie wichtig die Tiefenpsychologie nicht allein in der Medizin, sondern in allen Lebensbereichen, vor allem aber in der Wirtschaft sei. Es sei Ley von der DAF, so Göring, dem man die ausgezeichnete finanzielle Ausstattung zu verdanken habe. Von 1942 bis 1945 kamen Zuwendungen vom *Verrechnungsfond der DAF*, von der *Stadt Berlin*, vom *Reichsluftfahrtministerium* und vom *Reichsforschungsrat*. Am 16. Dez. 1943 zum Beispiel erhielt das Institut von der DFG, die die Finanzen des RFR verwaltete, 318 000 RM für 1943/44 und 818 000 RM für 1944/45. – Göring hatte ein Monatsgehalt von 1500 RM, die Leiter der vier Hauptabteilungen erhielten 1000 RM, die der acht Unterabteilungen jeweils 500 RM. Das Personal verdiente ebenfalls 500 RM. Beteiligung an Forschungsgruppen wie der zur Homosexualität brachten zusätzlich 500 RM im Monat. Die Gehälter waren vergleichbar denen von Parteifunktionären und lagen deutlich höher als die Bezüge von Nicht-PC's in ähnlichen Positionen.

9 Als kuriosen Beleg der „Realitätsverleugnung“, die er demonstrieren will, merkt Cocks einmal an, von Groddeck werde berichtet, daß er bis zu seinem Tode, 1934, geglaubt habe, wenn er nur einmal Gelegenheit habe, mit dem Führer zu sprechen, so könne Hitler in die richtige Richtung gelenkt werden.

10 In einem Staat, in dem fortan *Gesundheit als Pflicht* galt und *Krankheit als Verbrechen*, machten sich Teile der Psychotherapeuten sehr schnell anheischig, für die „gesunde Gesinnung“ Sorge zu tragen, wie auf dem Breslauer Kongreß, 1935, zu vernehmen war. Die Parole, die ausgegeben wird, lautet: „Seelische Führung!“

11 Das Dialektische am Funktionieren der Macht verbietet es, solche Feststellungen als „Vorwürfe“ zu adressieren. Niemand kann leugnen, daß es Bedrohungen gegeben hat; doch sind diese Momente der Funktion und sichern sie vorab. Macht, im Unterschied zur Gewalt, ist ein *symbolisches* Verhältnis. Dazu genügt ein Stück Papier. Um das „Klima“ zu verstehen, in dem die innere Gestapo gedieh, reicht es aus, einen Blick in die von Julius Streicher mitherausgegebene *Deutsche Volksgesundheit aus Blut und Boden* zu werfen, die in ihrer ersten Nummer, August/September 1933, einen Hetzartikel über „Die Psychoanalyse des Juden Sigmund Freud“ brachte. Es paßt zu diesem schlimmen Spiel, daß das Institut, wie es scheint, nur ein einziges Mal in wirklicher Gefahr schwabte: im September 1942, als sich jemand nicht an die Spielregeln gehalten zu haben schien – John Rittmeister, der Anfang 1943 wegen angeblicher Mitgliedschaft in der „Roten Kapelle“ in Plötzensee guillotiniert wurde. Daß dennoch das Institut nicht angetastet wurde, führt Cocks auf den Schutz zurück, den der *Name* Göring gewährte.

12 „Wissenschaftsimmanent“ solche Distinktionen haben nur einen vorläufigen und höchst relativen Wert. – Gemeint sind etwa Griesinger, Meynert und Kraepelin, die physiologische Schule von Müller, Du Bois-Reymond und Virchow sowie die Psychologie Wundts. Zu berück-

sichtigen ist, daß mit der Aus- und Erschöpfung des psychiatrischen Systems von Kraepelin auch innerhalb der Psychiatrie eine „psychotherapeutische“ Perspektive an Boden gewann, so das Terrain bereitend für die Welle von „Charakterologien“ und „Typologien“ der 20er und 30er Jahre – etwa eines Kretschmer, der von 1930 bis 1933 Präsident der Psychotherapeuten-Gesellschaft war (nach seinem Rücktritt versah dieses Amt bis 1939 C. G. Jung).

<sup>13</sup> Prinzhorn, der ihr ein Buch widmet, polemisiert gegen die Freudsche Reduktion des Menschen auf ein Bündel von Trieben, die ihm, weil vor dem Trieb alle Menschen gleich seien, als „demokratisch“ und „sozialistisch“ gilt. 1929 macht er eine neue Genealogie der Psychotherapie auf, die von der „Neuen Deutschen Seelenheilkunde“ vervollständigt werden sollte und in der neben Goethe und den romantischen Naturphilosophen auch Schopenhauer, Nietzsche, Klages und der George-Kreis figurieren.

<sup>14</sup> Ein Referat auf dem siebten Psychotherapie-Kongreß, 1934 in Bad Nauheim, betitelt sich programmatisch: „Psychosynthese contra Psychoanalyse“.

<sup>15</sup> Im Curriculum des Instituts wird für alle nicht-ärztlichen Kandidaten eine Einführung in die Psychiatrie als obligatorisch festgeschrieben. Als Ärzte und Wissenschaftler erkennen die Mitglieder des Instituts die Inzidenz hereditärer psychopathischer Bedingungen an. Obwohl das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ von 1933 keine Beteiligung von Psychotherapeuten vorsah, proklamierten Angehörige des Instituts wie Schultz seinen Wert und affirmierten ausdrücklich die Lebendigkeit der mechanistischen Tradition in Psychiatrie und Medizin bei der Bekämpfung angeborenen Schwachsinn. Die beiden Kongresse der Gesellschaft, 1935 in Breslau und 1938 in Düsseldorf, thematisieren breit die Gebiete möglicher fruchtbarer Zusammenarbeit von Psychiatrie und Psychotherapie. So hält Luxenburger 1938 ein Referat über „Die Indikation zur Psychotherapie der Neurosen vom Standpunkt der Erbbiologie aus gesehen“ und insistiert mit seinem Diktum „Vererbung ist nicht Schicksal, sondern drohendes Schicksal“ auf der notwendigen, mindestens präventiven, Arbeitsteilung von Psychiatrie und Psychotherapie. Die tatsächliche Praxis deckte solche Deklarationen nicht unbedingt: so wurden zwischen 1936 und 1945 am Institut, wie es scheint, nicht mehr als 31 Stunden zu „Erbbiologie und Rasseforschung“ angeboten.

<sup>16</sup> Als eingetragener Verein unterstand das Institut dem Reichsministerium des Inneren, dessen Ämter so etwas wie eine „medizinische Psychologie“ neben der etablierten Psychiatrie nicht anerkannten.

<sup>17</sup> Keine Metapher ohne Sinnausfällung, die die synchrone Vergangenheit des substituierten Signifikanten nachhaltig umdeutet. Das heißt, einmal dies für das gesetzt, wird die freie Konvertierbarkeit zum Schein, ist die Substitution nicht einfach umkehrbar, rückgängig zu machen. Es hilft nichts, das eine zu sagen und das andere zu denken; was man zu denken meint, ist schon ein anderes geworden.

<sup>18</sup> Auf sie und, im Sinne einer Kosten-Nutzen-Rechnung, auf Ökonomie setzen mit ihrer Entwicklung und Propagierung *billiger Kurzzeit Therapien* die Psychotherapeuten des Göring-Instituts. Die Bezeichnungen der verschiedenen Formen solcher Therapien, die Cocks anführt, sprechen für sich: „Beratung“, „Aussprache“, „Belehrung“, „Aufklärung“, „Ermütigung“, „Abhärtung“, „Übung“ und „Verbot“. Seelenführung dieser Art sollte, so das Ideal, von jedem Arzt angewandt werden können. Daneben tritt man ein für schwierigere, eine Ausbildung erfordernde Suggestionsverfahren wie Hypnose, autogenes Training und Psychokatharsis, sogenannten „kleinen“ Psychotherapien, für sie sich vor allem J. H. Schultz engagiert. Das Angebot dieses reichhaltigen Therapie Korbs erlaubt den Psychotherapeuten die Behauptung der schlechthin *universellen Anwendbarkeit* von Psychotherapie und legitimiert damit zugleich ihre eigene Existenz. Der nämliche Kalkül reflektiert sich in den *Thesen zur Neurosenlehre*, der zweifelhaften Essenz der theoretischen Bemühungen um eine „Neue Deutsche Seelenheilkunde“. An einem

aus der Feder von Schultz stammenden Schema orientiert, unterscheiden die *Thesen* vier Neurosentypen: „exogene Fremdneurosen“, zurückgehend auf eine feindliche Umwelt und lediglich Rat, möglicherweise eine Verbesserung äußerer Lebensumstände erfordernd; „physiogene Randneurosen“ als Produkt von durch den Lebenszusammenhang entstandenen „schlechten Gewohnheiten“, zu beseitigen durch „kleine“ Psychotherapie und Veränderung der Umwelt; „psychogene Schichtneurosen“, das heißt Störungen auf einer oder mehreren Ebenen des Trieb- oder Affektlebens des Patienten, die angeblich 50 % aller Neurosen ausmachen und durch Psychotherapie zu behandeln sind; schließlich „charakterogene Kernneurosen“, denen nur durch eine sogenannte „Tiefenbehandlung“ des gesamten Charakters des Patienten beizukommen ist.

<sup>19</sup> Um einen Eindruck davon zu bekommen, welchen Stellenwert bei der Durchsetzung institutioneller Vorhaben die Anerkennung der Psychoanalyse als *ärztliche Therapie* zum Beispiel in den 20er Jahren hatte, lese man etwa Hitschmanns Skizze einer Geschichte des Wiener Psychoanalytischen Ambulatoriums, in: *Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse*, Bd. 18, 1932, 265–271.

<sup>20</sup> Selbst wenn man die Möglichkeit einer „Anwendung“ von Psychoanalyse bestreitet, wird man nicht behaupten können, sie als solche entziehe sich per se der Staatsmacht und ihrem Interesse. Eine der Domänen der Arbeit am Göring Institut war die Erforschung, Diagnose und Behandlung von Kriegsneurosen. Man weiß, daß – im Gegensatz zur Psychiatrie, die sich nur sehr zögernd zu psychogenen Ätiologien verstand – die Psychoanalyse schon nach dem 1. Weltkrieg auf diesem Gebiet reüssiert und derart ihre „Nützlichkeit“ unter Beweis gestellt hatte. Das war der Macht nicht entgangen, wie die Anwesenheit von deutschen und österreichischen Regierungsvertretern auf dem 5. Psychoanalytischen Kongreß, 1918 in Budapest, bezeugt.

<sup>21</sup> John Rittmeister: *Der augenblickliche Stand der Poliklinik und ihre Aufgaben*, in: *Zentralblatt für Psychotherapie*, Bd. 12, 1940, 92.

#### ■ WER IST DER AUTOR?

Der in Heft 4, S. 62 abgedruckte Text ist von Charles Darwin: Biographische Skizze eines kleinen Kindes. In: *Gesammelte kleinere Schriften von Charles Darwin*, Ein Supplement zu seinen größeren Werken, hrsg. v. Dr. E. Krause, Bd. II, Leipzig: Ernst Günthers Verlag 1886, S. 140 f. Die richtige Lösung sandte Herr Henri Jacob Hempel.

■ ÜBERSETZER! DER WUNDERBLOCK bittet um die Übersetzung der japanischen Schrift auf dem Titelbild dieses Hefes.

waren Freud und Breuer der Überzeugung, es käme darauf an, eine bestimmte Erinnerung wieder wachzurufen, um den mit dieser Erinnerung verbundenen Affekten zu einer Abfuhr zu verhelten. Die neurotische Störung hielten sie für die Folge einer gehemmten Abfuhr. Dieses Verfahren erwies sich bald deswegen als untauglich, weil erstens die Erfolge unbeständig waren, zweitens sich nur ein Teil der Hilfesuchenden als der Hypnose fähig erwies. Den technischen Ersatz für die Hypnose fand Freud in der Methode der freien Assoziation. Diese Methode – unsere Grundregel – ist wie die Technik der Hypnose nicht von Freud entwickelt worden. Sie macht auch nicht die Substanz der Analyse aus, die vielmehr in dem liegt, für was diese Technik eingesetzt wird: für eine Erinnerungsarbeit. Aber auch die Assoziationsmethode erwies sich bald als begrenzt; die Analysanten waren bis zu einem gewissen Punkt, der sich regelmäßig einstellte, bereit, die ihnen auferlegte Grundregel zu befolgen. Dann trat eine Störung ein, die Freud als Übertragung bezeichnet. *Sie taucht als das Hindernis der Kur auf, durch das sie – wie Freud später erkennt – erst möglich wird.* Die Übertragung tritt an Stelle einer Erinnerung auf und wird auch durch die Rückführung oder Umsetzung in eine Erinnerung aufgelöst. Die Kur entfaltet erst dann ihre Wirkung, wenn die Erinnerungsarbeit soweit fortgeschritten ist, daß die Erinnerungen nicht mehr direkt, sondern nur noch in ihren Übertragungs-, Ersetzungsformen auftreten und als solche aufgelöst werden.

Die Verständigung über die Übertragung wird dadurch erschwert, daß Freud diesen Begriff auf zweierlei Weise verwendet. Unabhängig vom Auftauchen der Übertragung als einem technischen Problem und zugleich Mittel der analytischen Kur spricht Freud auch von der Übertragung als einem Grundprinzip des Primärprozesses. Dort handelt es sich um die Übertragung im Sinne von Ersetzung/Substitution. Diesen ersten Übertragungsbegriff findet man bereits lange vor dem Auftauchen der Übertragung als technisches Problem im *Entwurf einer Psychologie*.

Diese Doppelseitigkeit des Übertragungsbegriffes gilt es zu wahren. Und ihre Beachtung macht es möglich, sich den Unterschied zwischen einer Beziehung und einer Übertragung zu verdeutlichen. Natürlich gibt es zwischen dem Analysanten und dem Analytiker eine Beziehung. Diese Beziehung ist das Feld, auf dem die Übertragung wirkt. Alles, was sich in der Analyse auf dem Felde der Beziehung zwischen dem Analytiker und Analysanten zuträgt, ist die Wirkung der Übertragung. Wenn man nun Übertragung und Beziehung, ohne über ein Ursache/Wirkungsverhältnis nachzudenken, zusammenfallen läßt, macht man einen logischen Fehler. Es läßt sich nicht ohne weiteres von dem, was sich in der Beziehung abspielt, auf die Übertragung schließen. Wenn es in der Beziehung zwischen dem Analytiker und dem Analysanten einen Konflikt gibt, greift man die Übertragung nicht dadurch, daß man nachforscht, in welchen früheren Beziehungen es diesen Konflikt auch schon gegeben hätte. So verläßt man die Ebene der Erscheinungen nämlich nicht. Es kann nämlich sowohl in der Beziehung zum Analytiker krachen, wenn man ihm – auf der Ebene der Übertragung – gut ist, wie auch, wenn man ihn ständig im Auge hat. Man kann einen etwas groben Vergleich zu den Verhältnissen im Traume ziehen: Was sich in der Beziehung abspielt, ist bestenfalls dem Gesamt des manifesten Traumes vergleichbar. Die Komposition des manifesten Traumes ist weitgehend zufällig und stellt ein unser Interesse nicht sonderlich in Anspruch nehmendes Durchgangsstadium dar. In den von Morgenthaler berichteten Beispielen einer Traumdeutung während der Kur findet sich diese Verwechslung bestätigt. So, wie er an Stelle der Übertragung die Beziehung analysiert, analysiert er auch den manifesten Traum, ohne den latenten zu konstruieren.

Was Morgenthaler als psychoanalytische Technik vorstellt, hat mit der Freud'schen Analyse nichts zu tun. Die vielfältigen technischen Probleme, die sich in einer Kur ergeben können, erwähnt Morgenthaler überhaupt nicht. Kaum eine Bemerkung zur Handhabung der Traumdeutung in der Analyse, schon gar keine zur Technik der Traumdeutung, nichts über die Grundregel. Auch wenn er sehr viel Freud'sches Vokabular verwendet, so hat dennoch seine Behandlung mit der Freud'schen Psychoanalyse nicht viel gemeinsam. Aber er hat vielleicht etwas Besseres, Neues gefunden? Ein neues Verfahren, noch unter altem Namen, das weniger schwierig und anspruchsvoll ist? Dann würde sich ja auch erklären, wieso ein solches Buch einen derartigen Erfolg hat. Doch dies ist nicht der Fall. Im Gegenteil! Es ist ein voranalytischer Text. Er treibt Katharsis, nicht Analyse. Er versucht ständig, gehemmten Affekten zu einer Abfuhr zu verhelfen. Dabei setzt er Hemmung mit Verdrängung gleich. Und übersieht dabei den wesentlichen Charakter der Verdrängung, nämlich daß sie eine Aktion ist. Dafür bemüht er eine kurze Strecke seines Weges analytische Techniken. Er schlägt sich allerdings ganz auf die Seite des Lustprinzips, um das Begehren aus der Analyse heraushalten zu können. Der Widerstand, von dem er immer wieder spricht, ist sein Widerstand gegen die Analyse. Das Lustprinzip hat die Funktion, zu bestimmten Zeiten das Begehren zu regulieren; denn das Begehren ist neben äußeren Reizen die einzige Unlustquelle, wie es schon im *Entwurf* steht. Das neurotische Symptom, der hysterische Anfall, die Zwangshandlung, der Traum stehen eben nicht im Dienste der Abfuhr.

Bis heute sind Verfahren erhalten geblieben, aus denen die Analyse entwickelt wurde. Morgenthaler versucht das Problem der Neurose durch mechanische Erschöpfung zu lösen. Ich kann nicht beurteilen, ob er wie viele Vertreter der kathartischen Lehre vor den Mühen und Risiken der Psychoanalyse zurückschreckt, oder ob er sie für überflüssig hält. Jedenfalls regt er zur Untersuchung des merkwürdigen Phänomens an, daß die Vorläufer einer Theorie gleichberechtigt und gleichzeitig neben ihr stehen.

„Streng genommen – und warum sollte man dies nicht so streng als möglich nehmen? – verdient die Anerkennung als korrekte Psychoanalyse nur die analytische Bemühung, der es gelungen ist, die Amnesie zu beheben, welche dem Erwachsenen die Kenntnis seines Kinderlebens von Anfang an (das heißt etwa vom zweiten bis fünften Jahr) verhüllt. Man kann das unter Analytikern nicht laut genug sagen und nicht oft genug wiederholen. Die Motive, sich über diese brauchbare Mahnung hinwegzusetzen, sind ja begreiflich. Man möchte brauchbare Erfolge in kürzerer Zeit und mit geringerer Mühe erzielen.“ (S. Freud, GW Bd. 12, S. 202) (L. M.)

WOLFGANG HUBER: *Psychoanalyse in Österreich seit 1933*. Wien und Salzburg: Geyer Edition 1977 (330 S.) (Nr. 2 der Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften)

Wolfgang Huber ist mit Erika Weinzierl Herausgeber der genannten Reihe, in der zum Thema Psychoanalyse noch *Beiträge zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich*, Hrsg. W. Huber (Wien: Geyer-Edition 1978), und die Untersuchung von K. R. Eissler über *Freud und Wagner-Jauregg vor der Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen* (Wien: Löcker-Ver-

lag 1979) erschienen sind. DDr. Wolfgang Huber ist Mitarbeiter des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften der Universität Salzburg. Erika Weinzierl, Professorin am dortigen Historischen Seminar, hat mit ihrer Veranstaltung über *Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse* im ws 74/75 das vorliegende Buch im Wesentlichen angeregt.

Der Text gliedert sich in drei Teile. Im ersten wird die Situation in Wien vor dem Einmarsch der NS-Truppen geschildert, im zweiten die Geschehnisse in der Zeit des Nationalsozialismus und im dritten der Fortgang der Psychoanalyse in der Zweiten Republik. Dieser letzte Teil läßt die Vermutung wach werden, daß der Verfasser dem Kreis der Tiefenpsychologen um Igor Caruso nahesteht.

Der erste Abschnitt zeigt die Psychoanalyse als differenzierte Wissenschaft, in der zu Beginn der dreißiger Jahre in Wien ein bestimmtes Forschungsniveau erreicht und die Arbeit der wissenschaftlichen und lehrenden Institutionen ausgebaut worden war. Die Wiener Psychoanalytische Vereinigung (wpv) mit dem Psychoanalytischen Lehrinstitut, dem Psychoanalytischen Laboratorium und dem Internationalen Psychoanalytischen Verlag wird eingehend geschildert. Im Bereich der theoretischen Arbeit wird besonders auf die entstehende Ich Psychologie aufmerksam gemacht. Von einem zweiten Blickwinkel aus wird der Kontakt zwischen Psychoanalyse einerseits und Psychologie, Psychiatrie und Ärzteschaft andererseits dargestellt. Angesichts der Tatsache, daß die Wiener Psychiatrische Schule unter Wagner-Jauregg und das psychologische Institut mit Karl Bühler die Psychoanalyse ablehnten, wird die strikte Trennung zwischen Universität und Psychoanalyse als die einzige Arbeitsmöglichkeit der Psychoanalytiker dargestellt.

Eine vermittelnde Funktion nahm der *Akademische Verein für Medizinische Psychologie* ein, der Information und Auseinandersetzung zwischen allen Richtungen leisten wollte. Zu seinem wissenschaftlichen Beirat und zu seinen Vortragenden gehörten auch Psychoanalytiker. In einer weiteren Institution, der *Österreichischen Gesellschaft für Psychotherapie und Psychohygiene*, zeigten sich nach Hubers Urteil die Wirkungen des Nationalsozialismus. Sie wurde im März 1936 auf Anregung C. G. Jungs gegründet, der in ihrem Wirkungskreis über das „höhere Potential des arischen Unbewußten“ schrieb.

In Deutschland war die Psychoanalyse seit 1933 gleichgeschaltet und einem Prozeß der „Arierisierung“ unterworfen. In Berlin wurde im Juni 1936 unter Leitung des Psychiaters Matthias Heinrich Göring das *Deutsche Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie* gegründet, in das sich die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft (dpg) inkorporieren mußte. Görings Ziel war es, alle psychotherapeutischen Richtungen unter einem Dach zu vereinigen und eine „deutsche Seelenkunde und Seelenheilkunde“ auszuarbeiten. Die *Österreichische Gesellschaft für Psychotherapie und Psychohygiene* wurde ihm 1938 zum Stützpunkt, um eine Wiener Zweigstelle des *Deutschen Instituts* zu gründen.

Als Paradigmen der Situation der Psychoanalyse zwischen 1936 und 1938 dienen die Beschreibung der Feiern und Festreden und die Artikel der Zeitungen verschiedener kulturell-politischer Lager zu Freuds 80. Geburtstag sowie die Hintergründe der Entstehung der Schrift *Der Mann Moses*. Freud hielt sie zurück, solange er noch in Österreich war, um nicht die Aufmerksamkeit eines Mannes zu erregen, von dem man sagte, er regiere das Land: Pater Wilhelm Schmidt (svd), Ethnologe und Religionsforscher, der der Psychoanalyse und besonders der Totemtheorie feindlich gesinnt war. Freud meinte, er riskiere bei der Publikation des *Moses* ein Verbot der Psychoanalyse, was er für sich noch in Kauf nehmen wolle; dagegen wolle er nicht alle Analytiker

erwerbslos machen.

Bereits 1933 schrieb die Direktion der österreichischen Rundfunkanstalt dem Vortragenden Friedjung vor, in seinem Text *Erziehung und Schule* den Satz wegzulassen, in dem er Freud nannte, und auch nicht als Ersatz „Psychoanalyse“ zu sagen.

Für diesen ersten Teil hat Huber Informationen aus Quellen, aus den Wiener Archiven und aus Interviews mit Augenzeugen mühselig zusammengetragen. Für den zweiten Teil über die Zeit nach der Besetzung Österreichs im März 1938 gilt dies um so mehr. Für diesen Zeitraum gibt es so gut wie keine Vorarbeiten.

Die Angriffe von seiten der Deutschnationalen unterschieden sich von den gängigen Einwänden gegen die Psychoanalyse nicht in der Sache, wohl aber im kompromißlos harten Ton. Differenzierter war die Position der NS-staatlichen Schlüsselfigur, des Psychiaters Göring, der die Psychotherapie anwenden und ausbauen wollte, wenn sie auf den „deutschen Menschen“ umgestellt sei. Dafür arbeitete er zentral an einer gewissen arischen Kategorie des Unbewußten und erwies der Psychoanalyse indirekte Reverenz, indem er sagte, seine Entdeckung komme zwar Leibniz zu, aber leider habe vor Freud keiner seine praktische Verwendung erarbeitet.

Huber schildert die Vorgänge um die Liquidierung des Internationalen Psychoanalytischen Verlags anhand neuer Quellen, so daß einige Beteiligte in einem anderen Licht als bisher erscheinen. Bereits wenige Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Wien wurden alle Einrichtungen und das Vermögen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung beschlagnahmt. Als kommissarischer Leiter wurde der Chemiker Anton Sauerwald eingesetzt, der sich bemühte – ob auf eigene oder fremde Initiative hin, ist unklar –, diesen Besitz zu erhalten. Dazu erbat er sich aus dem Berliner Göring-Institut einen befugten Vertreter zur Hilfe. Es kamen Carl Müller-Braunschweig, Mitglied des Verwaltungsrats und Vorstands des Deutschen Instituts und stellvertretender Vorsitzender der DPG, und der Verlagsfachmann August Beranek, der als technischer Leiter bereits im Internationalen Psychoanalytischen Verlag tätig gewesen war. Die wpv hielt zusammen mit dem Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV), Ernest Jones, und deren Vizepräsidentin, Marie Bonaparte, Prinzessin von Griechenland, eine Versammlung ab, die beschloß, Freud möge Müller-Braunschweig als Vertreter der DPG ersuchen, die DPG möge Rechte und Pflichten der wpv treuhänderisch übernehmen. Müller Braunschweig rückversicherte sich bei Göring und akzeptierte. Alle Anwesenden unterzeichneten das Protokoll zum Zeichen ihrer Zustimmung. Von dieser Zusammenkunft berichtet Jones in seiner Freud-Biographie nicht. Sauerwald verfaßte einen Bericht, von dem Huber vermutet, daß Müller-Braunschweig bei der Abfassung geholfen hat. Es werden drei Ziele genannt: die arischen Mitglieder der wpv in die DPG einzugliedern; die Einrichtungen der wpv der Wiener Psychologischen Forschung dienstbar zu machen; A. Beranek als Verlagsleiter des Internationalen Psychoanalytischen Verlags einzusetzen. Müller Braunschweig bemühte sich um die arischen Analytiker, die das Institut weiterführen sollten. Huber zitiert aus dessen Briefen an August Aichhorn und Richard Sterba. Letzterer, Analytiker und Arzt, kam als einziger für die Betreuung des Ambulatoriums in Frage. Er war, obwohl er es „nicht nötig“ gehabt hätte und ihm am Tag zuvor die Habilitation zugesichert worden war, vorsorglich in die Schweiz gegangen, um nicht mit der Weiterführung der Geschäfte beauftragt zu werden, wenn alle übrigen Kollegen im Exil sein würden. Reichsdeutsche Analytiker, die im Unterschied zu den Wienern teilweise im Land geblieben waren – Wien hatte zu Kriegsbeginn mit Aichhorn und von Winterstein nur noch zwei

Analytiker, und der Präsident der IPV, Jones, haben Sterba aufs Heftigste dafür getadelt. Dieser wandte sich daraufhin, an der Richtigkeit seiner Entscheidung zweifelnd, an Freud und bekam, nach eigener Aussage, eine Antwort, in der Freud ironisch auch seiner Meinung für Möglichkeit und Aufrichtigkeit der Politik der IPV Ausdruck gab. Er versicherte Sterba, daß seine Entscheidung zu gehen, die einzig richtige gewesen sei: „You will be the last one, who will get any assistance of the International Association because you should have stayed in Vienna as a memory of Psychoanalysis for a happier future.“

Müller-Braunschweig versuchte, die Wiener Vereinigung unter die Obhut des Deutschen Instituts zu bringen, um sie einerseits vor der Zerstörung durch die Nazis zu bewahren und andererseits nach dem Konzept Görings dem Ausbau einer allgemeinen deutschen Psychotherapie dienstbar zu machen. Etwas, was Huber ein „spezielles Mißgeschick“ nennt, führte zur endgültigen Liquidierung der IPV und schweren beruflichen und persönlichen Einschränkungen. Müller-Braunschweig wurde zusammen mit Anna Freud von der Gestapo verhört, weil er an diese geschrieben hatte, er hoffe, daß die Wiener ihre eigenständige Existenz behaupten und sich vom Nazi-Einfluß freihalten könnten. Er wurde seiner Funktion als Schriftführer des Deutschen Instituts enthoben und bekam Lehr- und Publikationsverbot. Die DPG wurde am 19. 11. 1938 als eigenständiger Verein aufgelöst und als „Arbeitsgruppe A“ in das *Deutsche Institut für Psychologische Forschung und Psychotherapie* eingegliedert.

Für die österreichische Psychoanalyse ist während der Naziherrschaft August Aichhorn derjenige gewesen, der das Bindeglied zwischen der Vorkriegs- und der Nachkriegszeit darstellte. Er verhielt sich den Autoritäten gegenüber äußerst vorsichtig, weil er sich von guten Kontakten zu Göring erhoffte, seinen Sohn aus dem KZ Dachau freizubekommen. In Wien weit von der Berliner Aufsicht entfernt, konnte er sich auch freier bewegen. Er bildete in dieser Zeit 14 Kandidaten aus (7 Ärzte und 7 „Laien“). Nach dem Krieg lag der Aufbau der IPV ganz in seinen Händen. Er vollzog sich äußerst langsam, weil zu wenig Analytiker in Wien waren.

Aus Hubers Darstellung der Arbeit der in Berlin und Wien verbliebenen Psychoanalytiker kann man erfahren, daß sie eine Sklavensprache erfanden, mit der sie sich untereinander verständigten, ohne *offizielles Mißfallen zu erregen*. Die Worte „Psychoanalyse“ und „Freud“ waren tabu. Man umschrieb, schöpfte neue Termini und zitierte ohne Autorenverweis. Diese sprachliche Tarnung ist ein wichtiges Thema weiterer Untersuchungen. Denn es gibt zu denken, daß sich die Psychoanalytiker offenbar einer strengeren Selbstzensur unterzogen, als es durch ihren Chef Göring nötig gewesen zu sein scheint. Man ersetzte erstens „Psychoanalyse“ durch „Psychotherapie“, einen Begriff, der bekannt und als Terminus besetzt war, und man fand zweitens nach dem Krieg nur schwer aus dieser „Sprachregelung“ zurück: man sagte weiter „Psychotherapie“ oder auch „Tiefenpsychologie“ statt „Psychoanalyse“. 1951 erschien laut Huber das erste Buch in Österreich, das „Psychoanalyse“ im Titel trägt: *Die Umwertung der Psychoanalyse* von Wilfried Daim. Dem folgte: *Psychoanalyse und Synthese der Existenz*, 1952, von Igor Caruso. Die Sprache der reichsdeutschen Analytiker mußte daraufhin untersucht werden, ob sie in ihren Umschreibungen theoretischer Begriffe nur politischen Schutz suchten, oder ob sie damit nicht Veränderungen, Abstriche an der Radikalität der Psychoanalyse vornahmen. Sie tauschten z. B. „Psychoanalyse“ anstatt durch eine abstrakte Formel durch „Psychotherapie“ aus und „Trieb“ durch „Antrieb“; damit eröffneten sie andere Wege ihrer Begriffsarbeit. „Psychotherapie“ indiziert die Richtung der Medizinalisierung, die das Junktim von Heilen und Forschen auseinander-

reißt, „Antrieb“ die Kritik am Libidokonzept. Dies sind historische Beispiele, die durch andere ergänzt werden müssen.

Durch Hubers Schilderung wird auch ersichtlich, welche Konsequenzen die Kompromißbereitschaft der reichsdeutschen Analytiker hatte, die in Österreich ausgeblieben sind, weil fast alle ins Ausland gegangen waren. Während der Besatzungszeit sprach man auch im Wiener Arbeitskreis von der Möglichkeit einer Wiedervereinigung von Psychoanalytikern und Individualpsychologen. Sie kam nicht zustande, weil es offensichtlich ein zu schwieriges Projekt war. In Deutschland war man zwangsweise zusammengeschlossen worden. Aufgrund der institutionellen Verankerung waren sich die Psychotherapeuten aller Richtungen nach dem Krieg in der BRD vertraut und setzten das Zwangsbündnis freiwillig in der *Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie* (DGPPF) fort. Huber meint, daß diese Situation eine besondere, günstige, Dynamik entfaltet habe. Durch sie sei es möglich geworden, daß sich die Psychoanalyse in der BRD für eine sozialwissenschaftliche Orientierung geöffnet hat. Wenn man seine Schilderung der Nachkriegssituation in Österreich zum Schluß des Buchs dagegenhält, die Konfrontation der Orthodoxen mit den Arbeitskreisen um Igor Caruso, erkennt man, daß er einen solchen Prozeß als eine „Modernisierung“ der Psychoanalyse ansieht und unterstützt.

In diesem dritten Teil beschreibt er die Arbeit der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, die des Wiener Arbeitskreises für Tiefenpsychologie (WATP) um Caruso, die Sigmund-Freud-Gesellschaft und als Paradigmen der aktuellen Situation die Feier zum 100. Geburtstag Freuds und das Verhältnis zwischen Katholiken und Psychoanalyse. Dieser letzte Abschnitt ist ebenso wie der über die heutigen Beziehungen der Psychoanalyse zur Universität symmetrisch zur Schilderung der Vorkriegssituation. Die mangelnden Kontakte waren dort aus der Gegnerschaft entscheidender Personen und Institutionen erklärt worden. Hier liegt der Fall anders: während den Orthodoxen der leise Vorwurf gemacht wird, daß sie sich streng abgesondert und eine vorsichtige Mitgliederpolitik betrieben hätten, werden ausführlich die Bemühungen des WATP um solche Kontakte dargestellt. Dahinter scheint das Argument durch, die Ablehnung der Psychoanalyse seitens der Öffentlichkeit und der nahestehenden Institutionen sei auf ein Geringes geschwunden und die Psychoanalyse aufgerufen, dieser Öffnung zu entsprechen.

Die Diskussion im Umkreis um Caruso wird als Fortschritt der Psychoanalyse unter Wahrung ihrer Fundamente von Widerstand, Übertragung und Libidotheorie hingestellt. In dieser These von Huber deutet sich eine Problematik an, die er selber nicht anreißt. Die therapeutische Anwendung der Psychoanalyse wird als oberster Grundsatz dieser fortgeschrittenen Theorie genannt; Psychoanalyse ist ein Teilgebiet der Psychotherapie geworden. Damit geht Hand in Hand, daß die Neurose als gesellschaftlich verursacht betrachtet wird. Inwieweit dieses Konzept dem der sexuellen Ätiologie entspricht, zeigt Huber nicht.

Dem Textteil folgen Dokumente: ein Protokoll und ein Bericht zur Auflösung des Internationalen Psychoanalytischen Verlags, ein Tätigkeitsbericht Aichhorns an Göring, Satzungen, Ausbildungsordnungen, Arbeitsbericht und Mitgliederstatistiken der wpv, des WATP und der *Österreichischen Arbeitskreise für Tiefenpsychologie*, ein Verzeichnis österreichischer Dissertationen über Psychoanalyse und Tiefenpsychologie ab 1945 und eine Aufstellung der Universitätsveranstaltungen zum selben Thema von 1945–1976. (Ch. Sch.)

WERNER OBERMEIT: „Das unsichtbare Ding, das Seele heißt.“ Die Entdeckung der Psyche im bürgerlichen Zeitalter, Frankfurt: Syndikat 1980. (190 S.)

Obermeits Buch, 1977 unter dem unpräziseren Titel *Psychologie um 1800* als Dissertation eingereicht, verspricht mit dem jetzigen Titel eine historische Aufarbeitung der verschiedenen Ansätze, im bürgerlichen Zeitalter die Seele, die Psyche, als kranke und/oder gesunde, zu beschreiben, ein Wissen darüber zu sammeln, das Wissen anzuwenden, eine Wissenschaft davon zu begründen. Erwartungen, die sich für mich bei der Lektüre nicht erfüllten. Als erstes problematisiert der Autor einige der bisherigen Methoden, Psychologie historisch aufzuarbeiten, und findet in der *kritischen Psychologie* von Klaus Holzkamp brauchbare Ansätze für sein historisches Arbeiten. Er untersucht wissenschaftliches Material, geschrieben am Ende des 18. Jahrhunderts, als in England und bald darauf im übrigen Europa die Pathologie der Psyche, der Wahnsinn und seine Therapie, als Arbeitsfeld der Wissenschaft entdeckt worden und die Psychologie entstanden sei, die sich aber bald ausschließlich der Erforschung des normalen Individuums zugewandt und den Wahnsinn der Medizin überlassen habe. Dann wendet er sich der deutschen Literatur um 1800 zu (vor allem E. Th. A. Hoffmanns *Sandmann*), die für ihn eine Dokumentensammlung an „psychologischen Wahrnehmungen und Erkenntnissen“ ist. Die Literatur dieser Zeit trenne bei der Beschreibung ihrer Figuren nicht zwischen normalen und psychisch kranken Individuen, habe also das große Erfahrungsfeld der Anfänge der Psychologie behalten. Er geht soweit, im 19. Jahrhundert zwischen einer wissenschaftlichen, gegen die literarischen Verarbeitungen verschlossenen Psychologie und einer hauptsächlich von der Romantik in der Literatur begründeten Anti-Psychologie zu unterscheiden. In einem großen zeitlichen Sprung gelangt Obermeit in seiner historischen Untersuchung zu Freud und der von ihm gefundenen Psychoanalyse, besser gesagt zu dem, was Obermeits Gewährsmänner Ricoeur, Starobinski, Pontalis, Muschg, vor allem Habermas darunter verstehen. In einem krassen Mißverständnis Freudscher Psychoanalyse behauptet er, daß die Psychoanalyse an die Anfänge der Psychologie um 1800 anknüpfe und mit der „psychoanalytischen Psychologie“ die Psychopathologie wieder in die wissenschaftliche Psychologie eingliedere. (z. B. S. 154) In den letzten Kapiteln, „Freuds literarische Bindungen“, „Zur therapeutischen Bedeutung geschriebener Texte“ und im Schlußwort, wo er wieder in einem großen zeitlichen Sprung – plötzlich bei der heutigen Psychologie anlangt in der Psychologie hat sich offenbar seit Freuds Entdeckung nichts getan, Seelen Heilkunde war wohl keine Psychologie (oder hat Obermeit etwa andere Gründe, diesen Zeitabschnitt zu übergehen?)–, wird mir immer undeutlicher, worüber er schreibt. In wildem Analogisieren versucht er Konzeptionen der Kunst und Literatur, der zeitgenössischen Kunst und Literaturbetrachtung, anderer Wissenschaften (etwa Soziologie, Anthropologie) in die Psychologie zu integrieren, um das Problem, das in der „Entfernung ihres wissenschaftlichen Teils von der Lebenswirklichkeit der von ihr Betroffenen besteht“, zu lösen. „Unter einer Lösung des Problems wäre die Annäherung einer wissenschaftlichen Psychologie an die Lebenswirklichkeit der von ihr Betroffenen zu verstehen. Eine solche Annäherung war der literarischen Psychologie um 1800 gelungen. Daß sie in der Psychologie, wenn auch nicht als Wissenschaft, gelingen konnte, können wir aus ihr lernen.“ (S. 166) So der Schluß des Buchs. (V. H.)

# DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS, VRENI HAAS, LUTZ MAI, CHRISTIANE SCHRÜBBERS

## ■ LIEFERBARE HEFTE:

HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrübbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung · Rezensionen zu Leclair, Montrelay, Sachs.

HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre.

HEFT 3 F. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Dis-  
kretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“.

HEFT 4 H.-J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des  
Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II.

HEFT 5/6 N. Haas: Zu Jacques Lacans Diskursmathemen · R. Chemama: Einige Überlegungen  
zur Zwangsneurose, ausgehend von den „Vier Diskursen“ · J. Lacan: Der Individualmythos des  
Neurotikers · J. Lacan: Was ist das, der Signifikant?

HEFT 7 J. D. Nasio: Das Vampirkind · N. Haas: Lessings Emilia · H.-J. Metzger: Kraft durch  
Freud? · Rezensionen zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich, zu Morgenthaler etc.

SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSION M. Frank: Das „wahre Subjekt“  
und sein Doppel. Jacques Lacans Hermeneutik · F. Kaltenbeck: Wahrheit als Ursache · N. Haas:  
Was heißt Lacan übersetzen? · L. Mai: Psychoanalyse und Institution am Beispiel der „Kassen-  
analyse“ · P. Müller: Die genehmigte Analyse und der erlaubte Genuß · J. Prasse: Zur Lacan-  
Rezeption in Italien · Protokolle der Arbeitsgruppen: Psychoanalyse und Hermeneutik, Lacans  
Darstellung und Kritik der Dora-Analyse von Freud, Übersetzung, Psychoanalyse und Institution.

## ■ VORSCHAU:

HEFT 8 Zum 80. Geburtstag von Jacques Lacan · L. Mai: Die Entstehung der Übertragung im  
freudschen „Entwurf“ · N. Haas: Moiré · Rezensionen.

HEFT 9 N. Haas: Exposé zu Jacques Lacans Diskursmathemen, Teil II: Die Plätze · Zur Stel-  
lung des Analytikers · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift · Stilfragen.

HEFT 10 Psychoanalyse – Institution, Staat, Therapie.

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig, etwa viermal im Jahr. Das Einzelheft kostet DM 10,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 30,-, zuzüglich Versandkosten. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.

# PSYCHO- ANALYSE

NEU

herausgegeben  
von  
Ewald H. Englert

praxisbezogen  
kontrovers  
interdisziplinär

*Bestellen Sie auch heute  
das kostbarste Pflanzblatt!*

Peter Kutter  
**Das psychoanalytische Konzept  
von Konflikt und Krankheit**

Igor A. Caruso  
**Die Falle des Idealichs**

Urte D. Finger  
**Trennungstrauma und  
narzißtische Persönlichkeits-  
störung**

Ernest Borneman  
**Kindersexualität und ihre  
erkenntnistheoretischen Folgen**

Verlag  
Adolf Bonz  
GmbH

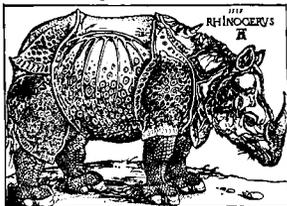
**1/** 1980

1. Jahrgang

Kaisersbacher Straße 4  
7012 Fellbach-Oeffingen  
Telefon 07 11/51 1070

**focus verlag**

... wurde denn überhaupt  
Theorie gemacht ?



SONDERHEFT ZU PETER BRÜCKNER

**PSYCHOLOGIE** und ★  
**GESELLSCHAFTSKRITIK**

**PSYCHOLOGIE & GESELLSCHAFTSKRITIK**

1980 4. Jahrgang Sonderheft 1  
140 Seiten, DM 12.00

Mit Beiträgen von

Theo Becker, Erich Fried, Thomas Jahn  
Gernot Böhme, Klaus Jürgen Bruder  
Gottfried Mergner, Franz Wellendorf  
Siegfried Grubitzsch, Heide Gerstenberger  
Peter Brückner, Thomas Leithäuser  
Gisela Dischner, Wolfgang Pohrt

Heft 12

**PSYCHOLOGIE IM FASCHISMUS**

Heft 13/14

**NACHKRIEGSAUSEINANDERSETZUNGEN  
UND NEOFASCHISMUS**

FOCUS VERLAG

Grünbergerstr. 16, 6300 Giessen

Das Seminar von  
Jacques Lacan

Neu:



**Das Ich in der Theorie Freuds  
und in der Technik der Psychoanalyse**  
Livre II. Etwa 450 Seiten. Kartoniert.  
Subskriptionspreis bis 31. 12. 1980  
und bei Fortsetzungsbezug ca. DM 64,-

Bereits erschienen:

**Die vier Grundbegriffe  
der Psychoanalyse**  
Livre XI. 307 Seiten. Kartoniert.  
DM 53,-, bei Fortsetzungsbezug DM 47,-

**Freuds technische Schriften**  
Livre I. 364 Seiten. Kartoniert.  
DM 65,-, bei Fortsetzungsbezug DM 59,-

«Es besteht kein Zweifel, daß  
Jacques Lacan nach Freud und  
Jung der dritte Mann ist.»  
Die Zeit

Walter-Verlag  
Olten und Freiburg i. Br.